

TEMESCHBURGER HEIMATBLATT





EHRENTAFEL

DER MEDIKAMENTENSPENDER



Herta FRANK -Fürth
Dr. Johannes GÄBLER-Bergneustadt
Dr. Gabriele GLESSING-Reutlingen
Maria GOMA-Kirchentellinsfurt
Theresia KERNER-Landshut
Dr. Dieter KOCH-Karlsruhe
Dr. Ingeborg POSER-Metzingen
Dr. Joachim SABIERAJ-Eningen u. A.
Dr. Karl H. SEEGER-Dettingen/ Erms
Dr. W. Alfred ZAWADZKI-Reutlingen

Herausgeber:

HOCH TEMESCHBURG;

Druck: SAM media & ART - Reutlingen, September 2017

TEMESCHBURGER HEIMATBLATT 2017; 28. Jahrgang

COPYRIGHT:

HOCH TEMESCHBURG

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes, Gestaltung, Layout und Redaktion:

Dr. -medic.stom. W. Alfred Zawadzki, Obere Wässere 3-7, 72764 Reutlingen, Tel. 07121 / 24 06 25; Fax. 07121 / 21 07 36; E-mail: azawadzki@t-online.de; Dr.W.Alfred-Zawadzki@t-online.de

Folgende Landsleute haben aktiv mitgewirkt: Ernst Alexander; Emil Banciu; Hans Bohn; Dr. Hans Dama; Patricia Eftimie; Hans Fink; Dr. Hans Gehl; Harry Graf; Franziska Graf, Anita Hockl-Ungar; Helga Korodi; Kathrin Kramer; Elisabeth Kronenberger; Dr. Franz Marschang; Eva Marschang; Margarethe Mayer; Ernst Meinhardt; Altraut Ost; Renate Radetzki; Dipl.- Ing. Ines Reeb Gische; Horst Samson; Henriette Stein; Radegunde Täuber; Dr. Arnold Töckelt; Brigitte Zawadzki; Erika Zawadzki; Remo Zawadzki; Dipl.- Ing. Almuth Ziegler; Roswitha Ziegler.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge steht der jeweilige Verfasser ein! Für konstruktive Kritik sind wir dankbar! Bitte alle Leserbriefe an obige Adresse zu schicken.

Die Karikaturen sind von Franz Bittenbinder. Die Porträtfotos aus den Innencover von Horst Klemann. Alle anderen Grafiken, Kunstdrucke und Textsymbole von Fred Zawadzki.

**EDITORIAL**

Verehrte Damen,
sehr geehrte Herren, liebe Landsleute,

unser neues Heimatblatt, das 17. seit der neuen Redaktion, wurde in den letzten Tagen für Sie fertiggestellt. Auf hundert Seiten werden Aktualitäten, Nostalgie und Heimathistorie, ehrenwert aufbereitet, um Sie zum Lesen und Genießen, aber auch zum Nachdenken und Mitmachen zu animieren.

Neue Ideen, Themen und Erlebnisse, vermischt mit altbewährten „Klassikern“ unserer Heimatexperten, ergeben ein für Sie sicherlich lesenswertes Dokument. Getreu unseres Mottos des letzten, des vorletzten und der vorangegangenen Jahre, verbinden wir auch in diesem Heimatblatt den Spaziergang durch ein aktuelles Temeswar, das sich durch die umfangreichen Sanierungsarbeiten in einem unglaublichen Aufwind befindet und sich an manchen Ecken täglich verändert, mit Memoiren und Ehrfurchtsbekundungen an Persönlichkeiten die das Leben in unserer alten Heimatstadt entscheidend geprägt und dazu beigetragen haben, das sich nebst Infrastruktur und mondänen Lebensstil auch Kunst und Kultur optimal entwickeln konnten.

In 2017 jährt sich zum 300. Mal Maria-Theresias Geburtstag. Grund genug auch für uns einen kurzen Rückblick auf die einzige habsburgische Regentin zu halten, die auch heute noch zu den beliebtesten Politikern Österreichs und Europas zählt, nicht zuletzt auch weil sie es geschafft hat einen Staat zu lenken und auch Familienmutter für 16 Kinder zu sein. Sie kann ruhig als ein Medienstar des 18. Jahrhunderts, als ein Edelstein unserer Geschichte betrachtet werden, die für die Kionisation des Banats, der Entwicklung, der wechsel-

vollen Geschichte unserer Bevölkerungsgruppe und Zivilisation unseres Heimatlandes einen entscheidenden Beitrag geleistet hat.

Und gerade weil wir stolz sein dürfen auf das was unsere Vorfahren in Temeswar und im gesamten Banat aufgebaut und geleistet haben, gilt auch weiter mein Apell - im Sinne der Zeitzeugenberichte der Nachkriegszeit - mir Ihre Erinnerungen, die Ihrer Eltern und Großeltern aufzuschreiben und zuzuschicken, um sie durch Veröffentlichung in unserem Heimatblatt ALLEN Lesern der HOG Temeschburg, aber auch anderen Heimatortsgemeinschaften, zugänglich zu machen. Und dies alles nicht nur um uns zu unterhalten und unsere Bräuche und Gepflogenheiten zu kultivieren, sondern auch um die Ungerechtigkeiten des politischen Systems aus der Nachkriegszeit und die Zeugen des geistigen Terrorismus einer Gesellschaftsordnung aufzuzeigen, die 45 Jahre lang Meinungen vertreten und politisiert haben zu deren Nachprüfung ihr primitives Gehirn gar nicht ausgereicht hätte.

Zu großem Dank verpflichtet sind wir unserem Landsmann Peter KRIER, dem Vorsitzenden des Hilfswerks der Banater Schwaben, der es nach jahrelangem, politischem Ringen mit den Vertretern der Stadt Temeswar geschafft hat, das Medaillon am Prinz-Eugen-Haus einer Renovierung zuzuführen.

Unsere stellvertretende Vorsitzende Roswitha ZIEGLER, überwacht akribisch unsere Homepage und hat Möglichkeiten geschaffen allen Anwärtern Auszüge von einzelnen Artikeln auch als PDF-Datei zukommen zu lassen. Sie ist auch für die Geburtstagskinder, verstorbene Landsleute und Jubiläen zuständig und kann jederzeit unter der

E-Mail Adresse: Rosy.Ziegler@web.de

erreicht werden. Ihr gebührt ein besonderer Dank für die unermüdliche Arbeit zum Wohle unserer „Leseratten“ und an Heimatverbundenheit interessierten Temeswarer.

Ein herzliches Dankeschön allen Mitarbeitern, meiner Familie und nicht zuletzt allen, die unsere Arbeit vertrauenvoll und fachlich unterstützt haben. In Erwartung Ihrer Anregungen, Vorschlägen, konstruktiver Kritik und Berichten, versichern wir Ihnen unsere Bereitschaft auch weiter alles zu tun um die Gemeinschaft aller in der Welt verstreuten Temeschburger so lange wie nur möglich aufrechtzuerhalten!

Ihr, Fred Zawadzki



INHALTSVERZEICHNIS

Maria THERESIA, ein Leben zwischen Kalkül und Gefühl

Fred ZAWADZKI

Seite 4

GESCHICHTLICHES

Renovierung des Medaillons am Haus ZUM PRINZ EUGEN
 Das Haus zu Prinz-Eugenii-Tor
 Interethnisches II.
 300 Jahre - unser Generationenwerk ist zerstört
 Die Temeswarer Domkirche
 20 Jahre Seniorengemeinschaft Ingolstadt
 Mit der Lenauschule im Herzen

Peter KRIER
 Franz LIEBHARD
 Hans GEHL
 Franz MARSCHEANG
 Claudiu CALIN
 Franziska GRAF
 Hans FINK

Seite 6
 Seite 8
 Seite 10
 Seite 17
 Seite 22
 Seite 25
 Seite 28

TEMESCHBURGER PERSÖNLICHKEITEN

Erinnerung an Beni ROCH
 Abschied von Richard WEBER
 In Memoriam Elfriede und Valentin LAMBERT
 Hilde WEISSENBURGER ist tot
 Ein Nachruf auf Răzvan GEORGESCU
 In Memoriam Prof. Dr. APPELTAUER

Almuth ZIEGLER
 Isolde WEBER
 Radegunde TÄUBER
 Franziska GRAF
 Ines Reeb GISCHE
 Franziska GRAF

Seite 31
 Seite 33
 Seite 35
 Seite 40
 Seite 41
 Seite 43

KULTURELLES

OPENVILLE TIMIȘOARA
 Europa zwischen Tradition und Moderne
 Gedenfeier zur Bărăgan-Verschleppung
 Alschers Tagtraum von der Secession
 Donauschwäbisches Martyriologum
 Die Ästhetik der Vergangenheit
 Anekdotisches
 Lyrisches Eck:

Lisa KRONENBERGER
 Helga KORODI
 Franziska GRAF
 Helga KORODI
 Stefan TEPPERT
 Fred ZAWADZKI
 Robert GLATT

Seite 46
 Seite 48
 Seite 50
 Seite 53
 Seite 55
 Seite 56
 Seite 58
 Seite 59

GESELLSCHAFT UND VEREINE

Banater Frauentreff München
 Fußball in Temeswar

Redaktioneller Beitrag
 Karl LUDWIG

Seite 63
 Seite 64

GAUMENSCHMAUS

Moderne Weintechnik versus Natur
 Weine aus Rekasch
 Omas Krautwickel
 Kultur für den Gaumen

Arnold TÖCKELT
 Fred ZAWADZKI
 Brigitte Ina KUCHAR
 Fred ZAWADZKI

Seite 65
 Seite 66
 Seite 67
 Seite 68

TEMESCHBURGER JUBILÄEN UND JUBILARE

Juliane BECKER zum 100. Geburtstag
 Bald 60, aber noch nicht auf dem Abstellgleis
 Zum 100. Geburtstag von Judith JUNG
 Geburtstagskinder 2017

Franziska GRAF
 Fred ZAWADZKI
 Franziska GRAF
 Roswitha ZIEGLER

Seite 69
 Seite 70
 Seite 72
 Seite 73

ERLEBTES TEMESWAR

Ein „escu“ unter Deutschen
 Der Temeswarer Sankt-Georgs-Platz
 „Hai la mere!“
 Temeswarer Wintergedanken
 Der letzte Weihnachtsabend
 Benzinkrise 1981
 Frei, hinter geschlossener Tür
 Aktuelle Leserbriefe

Răzvan GEORGESCU
 Lisa KRONENBERGER
 Hans DAMA
 Anita HOCKL-UNGAR
 Hans DAMA
 Harry GRAF
 Fred ZAWADZKI
 Lisa KRONENBERGER

Seite 76
 Seite 79
 Seite 81
 Seite 84
 Seite 86
 Seite 88
 Seite 90
 Seite 92

Erfassungsbogen für neue Mitglieder

Seite 96



MARIA THERESIA, EIN LEBEN ZWISCHEN KALKÜL UND GEFÜHL

Leitartikel zum 300 - jährigen Geburtstag der Erzherzogin

von Fred ZAWADZKI



Erzherzogin Maria-Theresia auf einem Sofa im Schloss Schönbrunn

Fotoarchiv: Ernst ALEXANDER

Am 13. Mai 1717 wurde Erzherzogin Maria Theresia geboren, die als einzige Habsburgerin Österreich regierte. Als 1740 ihr Vater, Karl der VI., der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation stirbt, muss die junge Maria Theresia, ohne Vorbereitung aufs Regieren, die Macht der Habsburger sichern und wird 23-jährig zur ersten und einzigen Habsburger-Regentin im Erzherzogtum Österreich.

Obwohl sie nie als Kaiserin gekrönt wurde, konnte man ihr diesen Titel zusprechen, nachdem ihr Mann, Franz Stephan von Lothringen (1708-1765), zum römisch-deutschen Kaiser gekrönt worden war. Dafür war sie gekrönte Königin von Böhmen und "König" von Ungarn. In ihrer Regentschaft führte Maria Theresia (1717-1780) mehrere große Kriege, stieß aber auch in der Zeit des Übergangs von Absolutismus zur Aufklärung eine Vielzahl von Reformen an. Nachdem durch Wiedererlangen der Kaiserwürde die Macht des Hauses Habsburg wieder hergestellt war, führte Maria Theresia die Schulpflicht und die Steuer für alle ein. Sie reformiert die Armee und das Beamtenamt und legt somit den Grundstein für einen modernen Staat.

Obwohl 1748 das Land durch Kriege mit dem König von Preußen und dem Herzog von Bayern in seiner größten Krise steckt, veranlasst sie das Jagdschloss ihres Vaters (Schönbrunn) zur Sommerresidenz umzubauen und zelebriert mit glanzvollen Festen den barocken Lebensstil. Das Schloss Schönbrunn wird zum Denkmal der Epoche Maria Theresias und zum Zeichen der wieder errungenen Macht des Hauses Habsburg.

Im Schloss Schönbrunn vereint die Regentin Regierungsgeschäfte und Familienleben. Es gibt eine klare Aufgabenteilung: Der Kaiser macht Geschäfte und sie Politik. Und trotz allem war sie durch und durch Mutter für alle ihrer 16 Kinder. Sie schrieb vor, was sie zu Essen bekamen, wann Zeit für den Gottesdienst sein soll und berücksichtigte dabei die Psyche jedes einzelnen Kindes.

Sie zählt auch heute noch zu den beliebtesten Politikern Österreichs und Europas, weil sie es geschafft hat einen Staat zu lenken und eine richtige Familienmutter zu sein. Ihre Kinder hatten sich den politischen Plänen der Mutter zu beugen und wurden im Sinne einer Annäherung Österreichs an Frankreich vor allem an die dortige Dynastie der Bourbonen verheiratet. Der Österreichische Thronfolger Josef II. heiratete eine Enkelin des französischen Königs – ein taktisch politischer Schachzug zwischen den mächtigsten Häusern Europas. Diese Heiratspolitik sichert den Habsburgern Einfluss und Macht auf dem ganzen Kontinent. Glücklich waren die wenigsten Ehen. Doch die Machtpolitikerin Maria Theresia hatte ihren Willen. Als geschickte Diplomatin setzte sie aber auch viele ihrer 16 Kinder bei strategischen Hochzeiten ein, um die Vormachtstellung der Habsburger in Europa für die Generationen zu sichern. Maria Theresias Heiratspolitik, mit der sie von Wien aus ihre Fäden über ganz Europa spannte, machte sie bald zur mächtigsten Herrscherin ihrer Zeit, zur "Ersten Dame Europas" – oder, wie man bereits damals augenzwinkernd feststellte, zur "Schwiegermutter Europas".

Für die Banater Schwaben und die Entwicklung unserer Banater Heimat, hat Maria Theresia und das Kaiserreich viel getan. Nach der Vertreibung der Türken im Jahre 1716 durch Prinz Eugen bot das Banat ein trostloses Bild. Eine vom Gouverneur, Graf Mercy, angeordnete Bestandsaufnahme ergab etwa 660 Dörfer und Städte mit ungefähr 21.000 Haushalten. Viel zu wenig für den südöstlichen Teil des Heiligen Römischen Rei-



ches. Also musste das Land, um voranzukommen, besiedelt werden.

Die erste Großaktion der deutschen Ansiedlung im Banat fällt in die Jahre 1722 bis 1726, in die Regierungszeit des Kaisers Karl VI., Maria Theresias Vater. Man spricht daher auch von der "Karolinischen Kolonisation" oder vom "Ersten Schwabenzug".

Die Auswanderer fuhren auf Schiffen ab Donauwörth, Maxheim, Neuburg, später ab Ehingen, Ulm und Günzburg donauabwärts in das Banat.

Auf Kaiser Karl VI. folgte dessen Tochter Maria-Theresa als Regentin. In den ersten Jahrzehnten ihrer Regentschaft tat sich siedlungspolitisch wenig. Einerseits galt das Banat wegen seiner Grenzlage als Risikogebiet. Andererseits war die Kaiserin in Erbfolgekriegen mit der Behauptung ihrer Macht gegenüber den Preußen ganz in Anspruch genommen. So wurden zunächst Rumänen und Serben aus dem verlorenen Oltenien und Nordserbien im Banat angesiedelt.

Im Jahre 1763 setzte die erneute Anwerbung deutscher Siedler für das Banat ein. Das war der Beginn des "Zweiten Schwabenzugs" bzw. der "Theresianischen Kolonisation". Gegenüber der ersten Siedlungsaktion waren die Bedingungen jetzt noch großzügiger. Die Kolonisten erhielten: 6 Jahre Steuerfreiheit, freies Bau- und Brennholz, 24 Joch Acker, 6 Joch Wiesen, 6 Joch Weiden und 1 Joch Hausgrund. Handwerker erhielten sogar eine 10-jährige Steuerfreiheit. Bei freien Transportkosten erhielten Erwachsene an Verpflegungsgeld pro Tag und Person 6 Kreuzer, Kinder 2 Kreuzer. Zum Bau der Häuser wurde ihnen ein Kostenvorschuss genehmigt. Später kamen sie in Häuser, die auf Staatskosten gebaut worden waren. Zur Unterbringung der Siedler wurden entweder bestehende Orte erweitert oder neue gegründet. Zu den Neugründungen gehören 1764 Billed, 1766 Sackelhausen und Hatzfeld, Lenauheim und Großjetscha, 1768 Grabatz und Bogarosch. Die "Theresianische Kolonisation" dauerte von 1763 bis 1772. In einem Punkt stimmten die Bedingungen der "Karolinischen" und der "Theresianischen Kolonisation" überein: Als Siedler kamen nur Katholiken in Frage. Entweder man war katholisch, oder man musste zum Katholizismus überreten. So ist es zu erklären, dass die Banater Schwaben in ihrer großen Mehrheit auch heute noch römisch-katholisch sind.

Diese Bedingung wurde erst in der dritten Ansiedlungsaktion fallen gelassen. Das war unter Joseph II., dem Sohn von Maria Theresia. In seine Zeit fällt der "Dritte Schwabenzug" oder die "Josephinische Kolonisation". Unter Joseph II. durften erstmals auch evangelische Deutsche ins Banat (und in die anderen donauschwäbischen Siedlungsgebiete) auswandern.

Die "Josephinische Kolonisation" dauerte von 1780 bis

1790. Natürlich ging die Besiedlung des Banats auch unter den Nachfolgern von Joseph II. weiter, allerdings bei weitem nicht mehr in dem Umfang. Und natürlich gab es auch Ansiedlungen zwischen den drei "Schwabenzügen".



Der Tod als ständiger Begleiter des Lebens
Detail in Bronze auf Maria-Theresias Sarkophag
aus der Kapuzinergruft

Fotoarchiv: Ernst ALEXANDER

Im Jahre 1765 stirbt Franz Stefan, Maria Theresias geliebter Ehemann, mit dem sie 29 Jahre verheiratet war. Er wird in der Kapuzinergruft beigesetzt, wo bereits ihre 6 verstorbenen Kinder bestattet waren. Die Erzherzogin, eine besondere Frau zwischen Pflicht und Neigung, zwischen Macht und Ohnmacht, als Majestät und Mutter, verfällt in tiefe Depressionen und hat nur noch wenig Kontakt zur Außenwelt. Sie stirbt am 29. November 1780. Die Französische Revolution erlebt sie nicht mehr und auch nicht die Enthauptung ihrer Tochter Marie-Antoinette.

Maria Theresia war ein Medienstar des 18. Jahrhunderts. Auf Münzen und Medaillen wurde ihr Porträt millionenfach verbreitet. Von Brüssel über Mailand, bis Budapest, Paris, Prag und Wien. Ihre Dukaten, Groschen und Kreuzer gingen tagtäglich durch zahlreiche Hände. Der Maria-Theresien-Thaler war ein über alle Grenzen hinaus bekanntes Zahlungsmittel. Es ist heute die bekannteste Münze der Welt.



Maria-Theresien-Thaler in Gold und in Silber

Sie war die einzige Herrscherin ihrer Zeit, welche, die drei Rollen der Frau gleichzeitig auszufüllen vermochte: Sie war absolutistische Herrscherin, Mutter von 16 Kindern und eine liebende Ehefrau.



RENOVIERUNG DES MEDAILLONS AM HAUS ZUM PRINZ EUGEN

von Peter KRIER

Der 18. Oktober 1716 ist ein denkwürdiger Tag in der Geschichte Europas. Mit dem Sieg des von Prinz Eugen geführtem Kaiserlichen Heeres bei Temeswar und der Befreiung der 164 Jahre von den Türken beherrschten Stadt und Region, war ein wichtiges Etappenziel der Zurückdrängung der Türken aus den Donauländern erreicht. Nach dem erneuten glänzenden Sieg Prinz Eugens, im August 1717, bei Belgrad, mussten die Türken beim Friedensvertrag von Passarowitz, das Banat, Nord Serbien, Nord Bosnien und die Kleine Walachei an das Kaiserreich abtreten.

Das Vordringen der Türken nach Mitteleuropa war damit endgültig gestoppt, Österreich hatte seine größte territoriale Ausdehnung erreicht und wurde zur europäischen Großmacht.



**Prinz-Eugen-Medaillon
vor und nach der Renovierung**
Fotoarchiv: Peter KRIER



Nach 42-tägiger Belagerung und der Erstürmung der großen Palanka und einiger Bastionen, wie auch der Zurückschlagung eines türkischen Ersatzheeres, hissten die Türken am 12. Oktober 1716 die weiße Fahne. Sie waren besiegt. Prinz Eugen sicherte ihnen bei den Kapitulationsverhandlungen freien Abzug zu. Sie durften mit ihren Angehörigen und ihrer Habe die Festung verlassen, zurücklassen mussten sie ihr gesamtes Kriegsgerät und ihre Reserven an Lebensmittel. Den Einwohnern wurde freigestellt zu bleiben oder mit den Türken die Stadt zu verlassen. Am 16. Oktober zogen die Türken mit den ihnen folgenden Stadtbewohner aus der Festung. Dabei soll es zu jener Begegnung gekommen sein, bei der der abziehende Stadtkommandant, Pascha Mustafa, Prinz Eugen einen weißen Araberhengst schenkte und dieser sich mit einer goldenen Uhr revanchierte.

Am 18. Oktober, an seinem 54. Geburtstag, zog der siegreiche Feldherr an der Spitze seines Heeres durch das Foforoser Tor in die Festung Temeswar. Empfangen wurde er mit hundert Salutschüssen, mit Trompetenschall und Vivatrufen der Bevölkerung. Die Nachricht vom Sieg bei Temeswar verbreitete sich sehr schnell in ganz Europa, war es doch ein Sieg der Christenheit über den nach Europa drängenden Halbmond. Prinz Eugens Ruf als Feldherr erreichte, auch in Anbetracht seiner vorangegangener Siege, seinen Höhepunkt. Das bis dahin auch Szegediner- und auch Hahnentor genannte Forforoser Tor, wurde ab nun Prinz Eugen Tor genannt. Es sollte als „ewiges Denkmal“ vom Sieg Prinz Eugens künden.

Als einige Jahre später, unter dem Gouverneur Graf Florimund Mercy und dem Festungskommandanten Graf Wallis die Stadtbefestigung im Vauban-Stil erneuert und erweitert wurde und die anderen drei Tortürme der Türkenzzeit abgetragen wurden, blieb das Prinz Eugen Tor, nun innerhalb der Stadtbefestigung, stehen. Für die folgenden hundert Jahre gibt es zur Geschichte des Tores unterschiedliche Angaben. Einheitlich wird berichtet, dass sich in der Zeit 1755-1760 ein jüdisches Bethaus, mit zwei Räumen für die beiden Riten Aschkenasim und Serafim befand. Laut einer Beschreibung von Dr. Berkeszi wurde der Torturm 1817 abgetragen, das gleiche schreibt auch Josef von Hammer. Dr. Nicolae Ilieșu schreibt in seiner Geschichte Temeswars, dass das Haus zum Prinzen Eugen 1817 erbaut wurde.

Dagegen schreibt der Journalist und Historiker Franz Liebhard in der am 22. Dezember 1973 erschienenen



„Neue Banater Zeitung“ dass laut Eintragung im Grundbuch der Festung, ein gewisser Michael Zacher am 19. Dezember 1804 das Haus ersteigert hat. Liebhard, der sich auf Quellen im Wiener Staatsarchiv beruft, schreibt das Haus sei schon 1767 erbaut worden. Temeswarer Archäologen haben in diesem Sommer festgestellt, dass an der Stelle des Hauses Nr. 24 in der Prinz Eugen Straße tatsächlich ein Stadttor gestanden hat. Dieser Torturm war baufällig geworden. Um Geld für die Renovierung und Instandhaltung des „Denkmals“ zu sparen, hat die Stadtverwaltung beschlossen, den Turm zu veräußern. So wurde der Turm unentgeltlich versteigert und kam in den Besitz des Tischlermeisters Anton Müller, mit der Verpflichtung diesen in gutem Zustand zu erhalten.

Aber auch Müller musste bald feststellen, dass er sich in seiner Begeisterung übernommen hatte. Schon bald nach der Übernahme beschrieb er in einem Antrag an die Stadt, wie baufällig der Turm sei, aus einer Ecke wären die Ecksteine herunter gefallen, das Dachgebälk sei morsch und einsturzgefährdet. Müller wollte den Turm loswerden und beantragte an Stelle des Turmes ein Haus bauen zu dürfen. Er argumentierte dabei mit den Steuereinnahmen die die Stadt zu erwarten habe, wenn dort ein Mehrfamilienhaus gebaut würde. In Abstimmung mit der Landesadministration wurde seinem Antrag von der Baukommission stattgegeben. Müller musste zusichern, die Fassade des Turmes in ihrer Form zu erhalten und das zu erbauende Haus mit einer sich auf das geschichtliche Ereignis – Einzug Prinz Eugens – beziehende Inschrift zu versehen.

Demnach wurde das Haus wahrscheinlich 1767 erbaut und das Barocke Medaillon über dem Hauseingang kam somit zustande.

Seit Anfang des 19. Jahrhunderts sind die Eigentümer

Eingangsportal mit Medaillon am jetzigen Teilrestaurierten Prinz-Eugen-Haus in Temeswar

Fotoarchiv:
Peter KRIER



des Hauses belegt. Nicht belegt ist wie oft das Medaillon renoviert, übertüncht und nochmals übermalt wurde.

Das Medaillon befand sich jetzt in einem sehr zerfallenen Zustand. Auch die jeweilige Inschrift auf dem Medaillon konnte nicht geklärt werden, so haben sich der Restaurator, Ion Oprescu, mit den Zuständigen des Amtes für Denkmalschutz darauf geeinigt, nur das wiederzugeben, was eindeutig erkennbar ist.

Ausgeführt wurde die Renovierung, bzw. der Neuguss des Denkmals aus einem licht- und temperaturunempfindlichen Material.

Die Restaurierung dieses Kultur- und Geschichtsdenkmals erfolgte auf Initiative des Hilfswerkes der Banater Schwaben, mit materieller Unterstützung des Bundesvorstandes der Landsmannschaft und des Hauses des Deutschen Ostens München. Ausführender war das Banater Museum Temeswar.

Anmerkung der Redaktion: Nur zu Ihrer Erinnerung sei auf-



Aktuelles Briefkasten-Stillleben am Prinz-Eugen-Haus Temeswar, März 2017

Fotoarchiv: Peter KRIER

geschrieben, dass sich die HOG Temeschburg bereits seit 2005 bemüht hat die Genehmigung zur Restaurierung dieses Denkmals zu bekommen. Das Honorar war mit dem Restaurator schon abgesprochen. Auch Herrn Krier war es zu danken, dass die Gespräche auf diesem Niveau überhaupt stattgefunden haben. Leider hat uns das Bürgermeisteramt über Jahre hinaus die Genehmigung verweigert, weil man immer darauf bestanden hat das GESAMTE HAUS und nicht nur das Denkmal zu renovieren. Zur Information aller Mitglieder: Die Restaurierung des Medaillons hatte 3600,- € gekostet. Der Kostenvoranschlag für die Renovierung des gesamten Hauses belief sich auf 70.000,- €!

Das einstöckige Haus Nr. 24, wo die „Ceahlău“-Strasse in die Mărăști-Strasse einmündet, trägt eine goldbeschriebene dunkle Glastafel, aus deren Text man erfahren



„HAUS ZU PRINZ EUGENII TOR“

Entnommen aus „Temeswarer Abendgespräch“, Facla-Verlag, Temeswar 1977

von Franz LIEBHARD

kann man stehe vor dem „Haus des Prinzen Eugen“. Hier hatte sich einst der Torturm erhoben, durch den Prinz Eugen nach der Kapitulation der Türken an der Spitze seiner Streitmacht am 13. Oktober 1716 in die Festung eingezogen war. Die zeitgetreue Abbildung des alten Forforoser Tores sei über dem Eingang des Gebäudes zu sehen. Der Tor Turm selbst aber sei 1817 abgetragen worden.

Der historische Tatbestand ist in großen Zügen richtig wieder gegeben. Unrichtig ist dagegen, das Haus als „Haus des Prinzen Eugen“ zu bezeichnen – der Heerführer hatte nie ein Haus hier besessen, - und die Demolierung des Turmes mit 1817 anzugeben. Dies dürfte auf die Beschreibung Dr. Berkeszi Istvans (1900) zurückgehen, der die Abtragung 1817 vollziehen und anstelle des Turmes das gegenwärtige Haus erbauen lässt. So übrigens auch Josef v. Hammer in seiner „Geschichte der Pest“, gedruckt zu Temeswar, anlässlich der hundertsten Jahreswende der Heimsuchung der Stadt durch diese entsetzliche Seuche.

Dem genannten Baujahr widerspricht vor allem das Grundbuch der Festung im Staatsarchiv. Daraus ergibt sich die Tatsache, dass das „Prinz-Eugen-Haus“ (damals Nr. 75) am 19. Dezember 1804 schon von einem gewissen Michael Zacher um 11 600 fl „licitando“ gekauft worden sei. Der nächste Eigentümerwechsel fällt ins Jahr 1829, als es von dem Schneidermeister Rudolf Moran, dem Vater des späteren Braunschweigischen Hofkammersängers gleichen Namens um 19 000 fl erstanden wurde. Der Unterschied zum Preis des Jahres 1804 erklärt sich aus den Folgen der Gelddevalvation, die als Begleiterscheinung der Napoleonischen Kriege vollzogen werden musste.

Nach den Ereignissen 1848-49 erstand Stadthauptmann Paul Wesselinovits im November das Haus um 9 000 fl. Von ihm überging es dann im Laufe der Zeit auf die Familie Savits, in deren Besitz es sich auch heute befindet. Die Savits standen generationenlang im Verwaltungsdienste der Stadt.

Wie diese chronologische Schilderung zeigt, müssen wir eine Strecke ins 18. Jahrhundert zurückgehen, um die Geschichte dieses merkwürdigen Hauses ganz zu rekonstruieren. Gestützt auf Auskünfte vom Wiener Hofkammerarchiv kann man feststellen, dass der Torturm mit einem dazu vermessenen Baugrund seinerzeit dem Tischlermeister Anton Müller unentgeltlich überlassen wurde. Seine Verpflichtung bestand darin, hier ein Haus

zu erbauen, und zwar in der Weise, „dass die Architektur und Facia“ des Turmes keine Beeinträchtigung erfahren. Der Tor Turm sollte als „ewiges Denkmal“

erhalten bleiben – so im Sitzungsprotokoll der Baukommission der Banater Landesadministration, der auch der zu jener Zeit vielgenannte Ingenieur Steinlein angehörte, der Jahre lang auch die Bauarbeiten am Dom leitete. Wien hatte es beifällig zur Kenntnis genommen, dass Müller damit einverstanden sei, das zu erbauende Haus mit einer sich auf das geschichtliche Ereignis beziehenden Inschrift zu versehen und dass „das neue Haus“ (wir schreiben 1767) zum „Eugenie-Tor benamset werde“.

Für Müller war es letzten Endes doch eine allzu starke Belastung, die unversehrte Erhaltung des historischen Turmes zu gewährleisten. Große Bedenken hatten ihn überkommen angesichts der unvermeidlichen Auslagen, die der „vermorschte“ Zustand des Turm-Dachstuhles erforderte. Diese mussten eine empfindliche Steigerung dadurch erfahren, dass Ecksteine aus dem Turmbau herausgefallen waren, was einen nicht geringen Grad von Baufälligkeiten erkennen ließ. Müller war verständlicherweise bemüht, die materiellen Lasten, die ihm die Donation eingebrachte, zu verringern, und wenn nur irgendwie möglich, den Turm loszuwerden. Er argumentierte unter anderem damit, dass in dem neu zu erbauenden Haus des Turmes wegen, der übrigens den ganzen Hof einnehmen würde. Der schmale Eingang, den das Haus auch heute noch hat, scheint eine Folge der außergewöhnlichen Bau Lage des Grundes gewesen zu sein, denn ein wesentlicher Teil davon war durch den Forforoser Tor Turm besetzt, dem letzten aus den türkischen Zeiten; die anderen drei waren schon längst verschwunden.

Mit der Sache beschäftigte sich auch die Wiener Hof-Bancondeputation, an die die kaiserliche Regierung das Banat zu jener Zeit verpachtet hatte, um ihre Kriegskasse aufzufüllen. Sie stellte die Frage, welcher Nutzen dem Aerario aus dieser Angelegenheit überhaupt erwachse. Die Antwort von Seiten der Temeswarer Administration war ein knapper Hinweis darauf, dass durch das neu erbaute Haus „das Contributionale verstärket werde.“ Das Wort von größeren Steuereinnahmen hatte zu jener Zeit eine nicht weniger bezaubernde Melodie als in anderen Epochen menschlicher Historie. Damit dürfte die weitere Bestandsdauer des Torturmes, der einige Jahre vorher den vereinigten Gemeinden der deutschen und der spanischen Judenschaft als Synagoge



überlassen war, besiegt gewesen sein.

Es dürfte daher kein Fehlschluss sein, wenn man annimmt, dass der Tor-Turm in Verbindung mit der Errichtung des Hauses Anton Müllers abgetragen worden sei. Die Erinnerung an ihn sollte die Darstellung auf der mit einer barockgeformten Einfassung vorgesehenen Wandmalerei oberhalb des Eingangs bewahren. Also nicht dem Haus zuliebe, das niemals ein Haus des Prinzen Eugen gewesen, sondern um die Wandmalerei erneut sichtbar zu machen sollten wir uns darum mehr kümmern, ist sie doch die zeitgenössischen Darstellung des historischen Tores. Diesem zufolge hat das Haus lange Zeit im Volksmund „Haus zu Eugenii-Tor“ geheißen. Mann hatte leider versäumt, rechtzeitig einen Glasschutz darüber anzubringen, ja das schon stark verblasste Werk wurde bei einer Renovierung vor etlichen Jahren sogar getüncht und später erst mit einem Glasschutz überzogen. Eine sorgfältige Restaurierung lässt sich nicht mehr hinausschieben. Die Denkmalschutzkommission sollte da endlich doch eingreifen.

Die Steinquader, die Bela Schiff in den dreißiger Jahren noch im Hofe des Nachbarhauses gesehen haben will, dürfte von der Demolierung des Eugen-Tores her-

gestammt haben. Damit scheint es auch zusammenzuhangen, dass oberhalb des Eingangs dieses Hauses bei der Renovierung ein gemaltes Pascha-Bildnis zum Vorschein gekommen war, das im weiteren Verlauf der Erneuerungsarbeiten jedoch ausgetilgt wurde. Das Haus dürfte zum „Türkischen Pascha“ oder so ähnlich geheißen haben.

Fassade des Prinz-Eugen-Hauses
- in desolatem Zustand -
mit dem alten Glaskasten,
der das Medaillon schützen sollte
(Temeswar, Herbst 2015)

Fotoarchiv: Roswitha ZIEGLER





INTERETHNISCHES ZUSAMMENLEBEN

Teil II.

von Hans GEHL

4. Lebensart

Zur Zeit der Ansiedlung der Donauschwaben in Südosteuropa, während der drei Kolonisationsperioden und danach, herrschte ein verständliches Misstrauen zwischen den neuen Dorfbewohnern und der alteingesessenen Bevölkerung der Nachbargemeinde bzw. des alten Dorfteils, wenn die Siedler in den neuen Dorfteil einzogen. Genährt wurde diese Verständnislosigkeit und feindselige Einstellung durch die mangelnde sprachliche Kontaktmöglichkeit und die stark abweichen den Lebens- und Wirtschaftsweisen. Ähnliche Fälle sind keine Seltenheit beim gegenwärtigen massiven Zuzug von Flüchtlingen aus fremden Lebens- und Kulturreisen, daher die Aktualität der Problematik.

Falls sich die deutschen Bauern bei der Banater Landesadministration beklagten, dass die Rumänen oder Serben ihr Vieh unbeaufsichtigt in ihren Gärten und Feldern streunen ließen, kam es schon mal vor, dass diese "Nationalisten" in Dörfer mit vorwiegender Viehzucht und extensivem Ackerbau umgesiedelt wurden. Interethnische und interkonfessionelle Ehen sind bis ins 20. Jahrhundert wegen der großen mentalen Unterschiede eher eine Seltenheit, und der eingehiratete Partner musste sich der Mehrheitsgruppe anpassen. Um späteren Schwierigkeiten vorzubeugen und den wirtschaftlichen Start der deutschen Ansiedler zu erleichtern, legten die kaiserlichen Beamten in der zweiten Siedlungsperiode unter Maria Theresia (1763-1772) vor allem eigene deutsche Gemeinden an, in denen Vertreter anderer Volksgruppen in geringer Zahl, vor allem als Knechte und Viehhüter, aufgenommen wurden.

Wir setzen die Reihe von Betrachtungen zum interethnischen Zusammenleben und besonderen Lebensformen mit weiteren Beispielen von aufschlussreichen "Wanderwörtern" fort. Zitate mit Quellenangaben und Beispiele aus meinen Interviews in den sechs donauschwäbischen Siedlungsgebieten zu diesen Themen, alle - einschließlich der entsprechenden Lokaldialekte - alphabetisch geordnet, sind nachzulesen in meinem vierten Wörterbuchband:

HANS GEHL 2005: Wörterbuch der donauschwäbischen Lebensformen. (Schriftenreihe des IdGL, Band. 14), Stuttgart, Franz Steiner Verlag.

Zitiert wird auch aus meinem Volkskundeband:
HANS GEHL 2003: Donauschwäbische Lebensformen an der Mittleren Donau. Interethnisches Zusammenleben und Perspektiven. Stuttgart: Franz Steiner Verlag,

205. Kapitel: Nationale Abgrenzung und interethnischer Austausch, S. 259-275.

Es handelt sich zumeist um Begriffe mit einer Sonderbedeutung bei den Banater Schwaben.

Über die Bedeutung des Wortes Heimat wurde schon viel geschrieben. Sie umfasst eine vertraute Gegend und bekannte, befreundete Menschen, die Landsleute.

Landsmann, ein Mensch von daheim

Einwohner der gleichen Landschaft und derselben (aber auch verschiedener) ethnischen Zugehörigkeit
Wortbelege: m, landsman, -loit [in bairischen Dorf- und Stadtmundarten]; lantsman, -lait [in rheinfränkischen Dorfmundarten]

Satzbelege: Ich winsch alle Landsleut weiterhin gute Gsundheit. [Neu Pasua] Die Landsleut hamm gwsst, dass des deutsche Gräbe sind. [Werschetz] Un durch des alles is des aach de Roman vun mei Landsleit. [Dolatz, Ludwig Schwarz] Bam Heimattreffe find me die Landsleit, es is schun e Stickl Heimat dabei. [Nitz-ki-dorf]

Volkskunde: Bei landsmannschaftlichen Treffen der ausgesiedelten Donauschwaben leiteten die Sprecher ihre Rede nicht selten mit der dialektalen Anrede: Liewe Landsleit ein. Das Bindeglied der meistens weit verstreuten Aussiedler war die gemeinsame Herkunft und die Erinnerung an den gemeinsam verbrachten Lebensabschnitt. Der Begriff Landsmann macht vor ethnischen Grenzen nicht halt, wie der donauschwäbische Dichter Hans Diplich mitteilt. Er erhielt vom früheren Rektor der Klausenburger Universität, Constantin Dacicovicu, einen Dankesbrief dafür, dass er (in Deutschland) rumänische Volksdichtung ins Deutsche übertrug. Darin steht der Satz:

- "Es freut mich sehr, dass wir beide Banater sind - Landsleute - wie wir sagen." Dabei gebraucht der Hochschulleiter das deutsche Lehnwort lantmani, eine rum. Pluralform mit dem nachgestellten Artikel -i, nach deutsch Landsleute. Diplich kommentiert, dass dieser rumänische Begriff über anderen entlehnten rumänischen Standesbezeichnungen wie pauăr 'Bauer' und maistur 'Meister' steht und alle Einzelpersonen und Stammesgruppen aus demselben Wohngebiet integriert. Das gleiche Herkommen steht hier über den verschiedenen Sprachen und Ethnien. Nicht selten bedauern die Rumänen die Aussiedlung ihrer deut-



schen Bekannten und Freunde. (Hans Diplich: Beiträge zur Kulturgeschichte der Donauschwaben. Homburg/Saar 1975, 207 f.)

Daher sind weitere kulturelle Verbindungen zwischen ausgesiedelten Deutschen und heutigen rumänischen Dorfbewohnern in Nitzkendorf, Lenauheim, Sackelhausen oder Sanktanna möglich, wodurch unsere Präsenz im kulturellen Gedächtnis der Region bestehen bleibt. Heimattreffen, Landsmännin, Landsmannschaft

Landsmännin

Einwohnerin der gleichen Landschaft und derselben (aber auch verschiedener) ethnischen Zugehörigkeit- Wortbelege: f, lantsmenin [verbreitet, in allen Dialekten]

Satzbeleg: Ich hann zu Allerheiliche en Landsmann und e Landsmännin aus Bogarosch, die Bäsl Leni, ufsuche wille. [Bogarosch]

Verweis: Landsmann
Landsmannschaft

Zusammenschluss von Heimatsvertriebenen und Flüchtlingen aus derselben Herkunftsgemeinde (HOG), dem gleichen Herkunftsgebiet, lantsmanʃaft, -n [in bairischen Stadtdialekten V]; lantsmanʃaft, -ə [in rheinfränkischen Dorfdialekten]

Satzbeleg: Die hamm ihre eigene Landsmannschaft und so Stammtische, wo se zusammekommen. [Werschetz]
Landsmann, Sprecherin, Stammtisch.

Prieten, ein besonderer Freund

Wortbedeutung: Vertrauter befreundeter Familien in ethnisch verschiedenen Nachbargemeinden

Wortformen: pretʃin, -s [in Banater Heckengemeinden]; bretʃin, Pl. id. [im Banater Bergland]

Satzbelege: "Pretschin", des is Freund, des sin Leit aus die Derfr um Bakowa, mit deni wu mr sich gut versteht (...) Die Leit hann in mehr Derfer "Pretschins" ghat, awer aane, mit dem hann se sich am beschte verstann, des war so ihr Interessenvertreter in seim Dorf. (...) Un wann gebaut is wor, sein se helfe kumm. Mei "Pretschin" is aa kumm, paar Täch. Un jetzt gsieh ich, is'r mit meim Seppi aach schun "Pretschin". Des geht so weider. [Bakowa] (Aus Walther Konschitzky: Wirtschaftsbeziehungen zu den "prieteni". In: Hans Gehl: Handwerk und Brauchtum [...], Temeswar 1975, S. 63 f.)

Etymologie: Entlehnung aus rum. prieten 'Freund'

Volks- und Sachkunde: Freundschaftliche Beziehungen zwischen ethnischen Gruppen mehrsprachiger Nach-

bardörfer bestanden seit vielen Generationen und erstreckten sich auf alle Lebensbereiche, allerdings mit unterschiedlicher Ausrichtung und Intensität. In den Ortschaften der Banater Ebene hatten die Schwaben durch ihre intensive Landwirtschaft ein reicheres Angebot an Erzeugnissen und Dienstleistungen.

Dafür arbeiteten die "Pretschins" und ihre Familien Tägewerke auf den Feldern der Deutschen oder leisteten Fuhrdienste; zuweilen verdingten sie einen Sohn oder eine Tochter in einer schwäbischen Wirtschaft. Der deutsche Maurer baute den Rumänen Häuser, die nun denselben Grundriss aufwiesen wie die im deutschen Dorf, mit demselben "Barockgiebel" und sogar mit demselben Verzierungen. Schwäbische Frauen malten auch rumänische Häuser mit ihren üblichen Schablonmustern aus und deutsche Wagner fertigten ihnen die Wagen und Arbeitsgeräte. Dagegen verkauften die Rumänen schöne Pferde, Ferkel u. a. Haustiere.

- Doch die Beziehungen zwischen den ethnischen Gruppen gingen weit über das wirtschaftliche Element hinaus. Das beweisen gelegentliche interkonfessionelle Ehen zwischen orthodoxen Rumänen und katholischen Schwaben, wobei die eingehiratenen Partner die Lebensweise und Sprache des neuen Umfeldes annahmen. Im Umgang zwischen verschiedenen Ethnien wurde die Eigenart der anderen geachtet: Die Bezeichnungen Walachen für Rumänen und nemți (statt germani) für Deutsche hat hier keine abwertende Nuance, wie es sonst häufig vorkommt. Es wurden fremde Kleidungsstücke samt ihren Bezeichnungen entlehnt, was gelegentlich zu harmlosen Neckereien bezüglich der Kleidung und Sitten führte, doch man hatte Achtung und Verständnis für das ethnische, kulturelle und geistige Anderssein. (Hans Gehl/Maria Purdeala Sitaru: Interferenzen in Südosteuropa. Tübingen 1994, 35)

- Die "Deutschböhmnen" des Banater Berglandes kamen schon bei ihrer Ansiedlung im 19. Jahrhundert in Kontakt mit den benachbarten Rumänen, denn wegen des hereinbrechenden Winters mussten sie im Tal in rumänischen Siedlungen überwintern. Diese Freundschaft aus den schweren Zeiten des Neubeginns übertrug sich von den Vätern auf die Söhne und setzte sich bis zur Aussiedlung fort. Sie äußert sich durch gegenseitige Besuche bei Hochzeiten und Kirchweihfeiern, während Ausflügen und Marktfahrten. Seit der Ansiedlung bestehen zwischen vielen deutschen Familien zu ihren rumänischen prieten 'Freunden' gute wirtschaftliche und zwischenmenschliche Beziehungen, die sich im Warenaustausch, z. B. Kartoffeln, Wagenleitern u. a. Holzwaren gegen Mais, Heu usw., in gegenseitigen Besuchen zur Kirchweih und Hochzeiten, ja sogar in Patenschaften äußerten. (Josef Schmidt: Die Deutschböhmnen im Banat. Timișoara 1938, 214).

- Konschitzky verweist auf die Verlässlichkeit dieser Ver-



trauensleute: "Des war de richtiche 'Pretschin', bei dem wu mer sei Sach oder sich selwer hat versteckle kenne, wann schweri Zeide ware. Des war dann de richtiche Freind. - Un die ware stolz uf ihre 'Pretschins', un wann mer zu ihne kumm is, die hann am gut bedient, mitm beschte, was se ghat hann! Die sinn uff die Kerweih doher zu uns kumm un uf die Hochzeide eingelad wor, un die Leit vun do sein niwer zu ihne uff die 'Ruga' [Kirchweihtag] un uf die Hochzeide gang. Ich war aa." (Konschitzky: Wirtschaftsbeziehungen [...] 1975, 64 f)

Die ursprünglichen gutnachbarlichen Beziehungen der Banater Bergbauern wurden durch wirtschaftliche Notwendigkeiten gefördert. Die Abgeschiedenheit in der Bergwelt führte zum Austausch von Gütern und Informationen. Die Deutschböhmnen brachten Kartoffeln in die rumänischen Ortschaften und tauschten sie um Brotgetreide und Futtermais. Deutsche Handwerker boten Arbeitsgeräte an und erhielten von den Rumänen aus den Nachbardörfern Pflaumenschnaps, Nüsse und Äpfel. Der Tausch wurde häufig an den Kirchweihtag abgewickelt, wenn die Gäste bei ihren "Bretschine" übernachteten und die Kinder beschenkten. Man berichtete über Geschehnisse aus seinem Dorf und aus seiner Umgebung, gab Hinweise auf vorteilhafte Kaufgelegenheiten und Maßnahmen der Finanzbeamten usw., wobei sich die Partner der rumänischen Landessprache bedienten.

Tauschkind - immer in guten Händen

Wortbedeutung: Kind oder Jugendlicher, der sich zum Erlernen einer lokalen Fremdsprache in einem Nachbardorf aufhält

n, tauʃkhind, -ə [in bairischen Dorf- und Stadtmundarten, in Galscha und Sanktanna]; tauʃkhind, -a [in bair. Mundarten, Ungar. Mittel-gebirge]; tauʃkhint, -khinər [in Banater rheinfränk. und südfränk. Dialekten]; tauʃkhint, -khinr [in Banater und Batschkaer rheinfränk. Dialekten]; tauʃkhint, -khinə [Schowe, Siwatz]; tauʃkhent [Marok]; tauʃkhen [Kleinnahrung, Lantschuk]

Satzbelege: Die Tauschkinde hamm die fremdi Sproch gläent. [Wudigeßl] Die Tauschkenner senn uff e Johr in die Nochbersärfe gang. [Lantschuk] E Tauschkind hot in de Summerfärien in e Nochbesgemeinde glänt un hot bei e ungari-sche oder ratzische Familie gwohnt. [Millettisch] Die Tauschkinder bzw. Tauschbuben spielten eine wichtige Rolle in der Vermittlung von Sprachkenntnissen und kulturellen Besonderheiten.

In der Batschka waren es Kinder, die während der zweimonatigen Sommerferien einer befreundeten Familie in einer ungarischen oder serbischen Familie anvertraut wurden, um hier die fremde Sprache zu erlernen, während junge Ungarn und Serben auf diese Weise Deutsch lernten. Ein Austausch war auch zwischen

deutschen und serbischen Handwerkslehrlingen üblich.

- Manche Kinder wurden in Ungarn für ein ganzes Schuljahr in eine Nachbargemeinde geschickt, wo sie wie die eigenen Kinder gehalten und erzogen wurden. Mädchen dienten zeitweise bei ungarischen oder serbischen Beamten in der Stadt, führten ihnen den Haushalt und erlernten so deren Sprache. Andererseits verdingten sich in deutschen Gemeinden häufig ungarische und serbische Knechte und Mägde.

- Für junge Männer war der Militärdienst eine Möglichkeit, seine Kenntnisse der Staatssprache zu vervollständigen. Diese Sprachkenntnisse waren für die wirtschaftlichen Beziehungen nötig, führten aber selten zu Mischehen, denn der Feldbesitz der jungen Paare sollte möglichst innerhalb der Dorfgemarkung bleiben. Den Mischehen standen auch die verschiedenen Konfessionen im Wege und konfessionelle Barrieren wogen schwerer als ethnische. (Hans Gehl: Donauschwäb. Lebensformen. Stuttgart 2003, 264 f.)

Verweise: Kind, Prieten; tauschen.

Herr - eine vielfältige Respektsperson

Wortbedeutung 1: Anrede für Intellektuelle und Bürgerliche, im Gegensatz zu Landwirten

Wortbedeutung 2: Geistlicher (Herr); katholischer Pfarrer und Kaplan

Wortbelege: här, -n [bairische Dorf- und Stadtmundarten]; här, -ə [rheinfränk. und schwäbische Dorfmondarten]; här:r, -ə [Deutsch-sanktpeter, Perjamosch, Billed und in schwäbischen Mundarten]

Satzbelege: An em Marktach geht e Bauer in e Restaurant, un der Kellner froot ihn: "Was wünscht der Härr?" Schau, denkt sich der Bauer, är macht sogar a Härr aus mir! [Bogarosch] Härr Maasta, die Arbeit is färtig, soll me anfangen repariern? [Reschitz] Im Kriech hat de Härr Pharre ohne Ängschter gepredicht un is ins Arrescht kumm. [Wetschehausen] Der Härr un de Lähre hat des Weihnachtsgspiel mit de Kinde einglärt. An Dreikenich isch der Härr un vier Minschtrante rumgloff, d'Heiser eiweihe. [Scheindorf]

Etymologie: das Wort ist seit dem 8. Jahrhundert belegt, aus mhd. herre, hérre, ahd. hérro, hérēro, eigentlich der Komparativ zu hehr 'erhaben'. Seit der gleichen Zeit als Subst. verwendet im Anschluss an lat. senior in gleicher Verwendung (das eigentlich 'der ältere' bedeutet). Ebenso altfriesisch hära, während altengl. hearra und altnordisch herra, harri, herri aus dem Deutschen entlehnt sind. Im Anschluss daran Herren- in Komposita: eigentlich 'den Herren (Adeligen) vorbehalten, dann häufig für 'besser, hochstehend'. Davon das Adj. herrisch. (Friedrich Kluge: Etym. Wb. 1999, 371)



Wörterbuchbelege: SchwWb III 1478-1485: Herr, der höher stehende, 1. 'Gott, Christus', Gott der Herre, ebenso der Herr(e) Gott (s. Herrgott), 6. Herrle 'kath. Geistlicher', schwäbisch allgemein südlich, 7. 'der vornehme, sozial und kulturell höher stehende Herr im Gegensatz zu den "kleinen Leuten" oder zur ländlichen Bevölkerung', 8. in der Anrede und als Titel. Ursprünglich nur Prädikat der Vornehmen: Lehensherren, auch Geistlichen, wurde Herr schon Ende des Mittelalters überhaupt Höherstehenden, auch Bürgerlichen, als Titel gegeben;

- Rhein.Wb. III 554-557: 1. 'der Hehrere', a. 'Gott, Christus', "use Herr on Gott" (s. Herrgott), e.: 'katholischer Geistlicher' auf dem Lande allgemein in der Diözese Trier; die Bezeichnung reicht auch in die Erzdiözese Köln hinein, sonst hier "Geistlicher".

Vokskundliches: In der kommunistisch-gleichschaltenden Ideologie gab es keine höhergestellten "Herren" mehr, und die Anreden für jeden Menschen sollte das gleichstellende "Genosse" sein, was inhaltlich aber nur bedingt entsprach. So war selbst Staatschef Nicolae Ceaușescu der "oberste Genosse", der allerdings mit Dekreten widerspruchslos regierte. Die Anrede mit Herr galt nur in intimen Gesprächen und wenn der geduldige Genosse Antragsteller endlich seinen Ausreisepass für den kapitalistischen Westen erhalten hatte, musste er von den Beamten mit Herr angesprochen werden.

- Trotz obrigkeitlicher Bemühungen blieb die Differenziertheit der Klassengesellschaft im Bewusstsein der Bevölkerung erhalten (Gleichmacherei hat seine Grenzen) und äußert sich sprachlich in zahlreichen Wortformen, wie den folgenden:

Herrenhaus

Wortbedeutung: Pfarrhaus einer Gemeinde

Wortbelege: häre'haus, -'haizə [in sathmarschwäbischen Dialekten]

Satzbelege: Also sem-mer gsai (gewesen) im Härrerhaus, aso im Pfarrhaus, då semmer zwei-druí Familie in der Stube gsai. [Scheindorf]

Volkskundliches: Nach der Rückkehr von der kriegsbedingten Flucht waren die leerstehenden Häuser in der Sathmarer Gegend von rumäni-schen Neusiedlern besetzt, so dass die früheren Eigentümer zuerst notdürftig im Pfarrhaus und in der Schule untergebracht wurden.

Herrenleute

Wortbedeutung: vornehme Leute aus Beamtenkreisen

Wortbelege: härlait, Pl. tant. [verbreitet in ländlichen Dialekten]

Satzbeleg: Es hot schun richtichi Schlittschuh gewwe

die letschi Zeit, awwr solchi henn nar der Herreleit ihri Kindr ghat. [Hodschag] (Hodschager Blättli 52, 2002, S. 9)

Wörterbuchbelege: Pfälz.Wb. III 870; Rhein.Wb. III 570; Bad.Wb. II 641.

Herrisch

Wortbedeutung: in Sprache, Kleidung und Brauch an den Intellektuellen ausgerichtet

Wortbelege: häriʃ [verbreitet in ländlichen Dialekten]; hä:riʃ [in manchen rheinfränk. Dorfdialekten]

Satzbelege: Besser zigeunerisch gefahr as wie herrisch geloff. [Schowel] Mir hamm in langi Kleider getanzt, weil mer schun härrisch ware. [Marienfeld] Des wor meh far die Modi, weil die schwowische Medle hann ke härrische Kleide åäghat. [Orzidorf] Ase, im Gwand is aa Unbeschied gwest. Wal die Härrische henn sich schun härrischer aazoge. [Sanktanna]

Wörterbuchbelege: Lothar Blickling: Wb. Großsanktnik. 2002, 70: z. B. härrisch redə' 'Hochdeutsch, nicht im Dialekt reden', härrisch on sin 'städtisch, nicht in Tracht gekleidet sein'.

Herrischer

Wortbedeutung: Intellektueller, Studierter

Wortbelege: häriʃər, häriʃe [Banater südfränk. Dialekte; he:riʃər, he:riʃe [rheinfränk. Dialekte]

Satzbelege: Die Hehrische aus der Stadt hann sogar uff dem Eis tanze kenne. [Großsanktnik] Dart find me aa noch die Stedtle, wu me gekennt hat, die Härrische. [Nitzkidorf] In Santanna hat me die Leit so in drei taalt: die Härrische, die Professionste, un not senn die Baure gwest; vun drei Schichte also die Leit gwest. [Sanktanna]

Sprachliche Erläuterungen: Im Dialekt wurden nur die Härrischen als 'Herren' bezeichnet, alle anderen, besonders die Arbeitgeber, waren Häär, z. B. "mei Häär un moi Frau sin kä Hehrische". Ein Härrischer war ursprünglich ein "hehrer" (ein höher gestellter) Mensch, nicht in Tracht gekleidet und nicht Dialekt sprechend. (Blickling Wb. Großsanktnik. 2002, 70)

Herrschaft

Wortbedeutung: frühere Grundherrschaft, Grundherr mit seiner Familie

Wortbelege: härlaft, -ə [rheinfränk. Mundarten]

Satzbelege: Un do in den stockhoche Haus, dort war

die Herrschaft. [Kleinbetschkerek] Un des warn Meierhef, Härrschaft. (...) Do war die San-Marco-Pußte, die Härrschaft. [Wiseschdia]

Wörterbuchbelege: Pfälz.Wb. III 881: 1.a. 'Dienst-herr des Gesindes mitsamt seiner Familie'; Süd-hess.Wb. III 340; Rhein.Wb. III 568; BadWb II 645 f.

Herrschaftsfeld

Wortbedeutung: früherer Besitz der Grundherrschaft
Wortbelege: här|aftsfelt, -feldər [rheinfränkische Dialekte in der Schwäb. Türkei, wo Gutsherren ihre Leibeigenen ansiedelten; dagegen im banat die Hofkammer]

Satzbelege: Ofm Feld liecht es frihre Phoarrësfeld, es Häëschtafeld on es Pußtafeld. [Feked] Do woar es Härrschaftsfäld, es Pharrëfälde un es Klååheislërfäld. [Jink]

Volkskundliches: Die Herrschaftsfelder wurden im Laufe der Zeit von der jeweiligen Grundherrschaft verkauft. Reiche Bauern konnten sich davon Grundstücke kaufen. Durch verschiedene Bodenreformen wurden auch Felder früherer Grundherrschaften den berechtigten Bauern zugeteilt.

Herrgott

Wortbedeutung: Gott, der Herr

Wortbelege: m. härgot nur Sg. [in bairischen Dorf- und Stadtmundarten]; härkot [in rheinfränkischen Dialekten]

Satzbelege, in Moralsätzen und Redewendungen: Där stehlt unserm Härrgott de Tag ab (ein Faulenzer). [Schowe] Unse Härrgott tut ne hart strofe. [Billed] Was der Härrgott will ärhalle, wärd weder verfriere noch verkalle (kalt werden). [Gottlob] Bei unserm Härrgott is alles meglich. [Liebling]

Etymologie: Vgl. Herrgott aus: Herr, der höher stehende, 1. 'Gott, Christus', Gott der Herre, ebenso der Herr(e) Gott. (Schw.Wb. III 1478); Herr: 1. 'der Hehrere', a. 'Gott, Christus', "use Herr on Gott". (Rhein.Wb. III 554)

Wörterbuchbelege: Pfälz.Wb. III 871-873; Süd-hess.Wb. III 335-339; Bad.Wb. II 642 f., Schw.Wb. III 1495-1498; Lothar Blickling, Wb. Großsanbktnik. 2002, 72: im Dialekt wird nur selten das Simplex Gott verwendet; vgl. Herrgotts 'Spitzname der Familie Weber', wohl nach einem Dorfkreuz vor deren Haus gebildet

Volkskundliches: Die Donauschwaben waren bis ins 20. Jahrhundert in der Regel gottesfürchtige, ihrer katholischen bzw. evangelischen Kirche zugetane Menschen. Daher die Vielzahl der Gottesbezüge im mündlichen Volksgut. Im Pfälzischen und im donauschwäbischen Dialektbereich gibt es zahlreiche Redensarten mit Bezeugen zum Herrgott:

- Du kannscht unserm Herrgott danke, dass dir des erspart geblieb is. - H., lass Nacht werre! (bei unerträglicher Last). - Unser H. im Himmel muss doch emol e Eisehe hawwe. - An dem hot unser H. 's Moß verlor (bei etwas Ungewöhnlichem). - Denne hot unser H. gezäichlt (von einem Menschen mit auffallendem Gebrechen). - Die losse unsern H. e gute Mann sei (sind sorglos). - Er lebt wie der H. in Frankreich (sehr gut). - Dem kann unser H. aa nicks recht mache (von einem Nörgler). - Unser H. lasst kä Bääm in de Himmel wackse. - Unser H. stroft net streng, awwer mit de Läng (angemessen). - Wo de H. e Kapell hiebaut, baut de Deiwl e Wertshaus denewe. - Mer soll unserm H. net vorgreife (durch Selbstmord). - Wem der H. Sege gebt, der soll 'ne behalle (die Leibesfrucht nicht abtreiben). Mer muss unserm H. for alles danke.

Herrgottsfrühe

Wortbedeutung: (in der Wendung: in aller Herrgottsfrühe) sehr früh am Morgen

Wortbelege: härkotsfri:, nur Sg. [verbreitet, in rheinfränk. Mundarten]

Satzbelege: Die warn schun in aller Härrgottsfrih bei der Arweit. [Kernei] In de lange Summerfärien is oft vun aller Härrgottsfrih bis in die dunkli Nacht gspillt wor. [Großsanktnik.]

Volkskundliches: Die Feldarbeiten, besonders während der Erntezeit, begannen schon vor dem Morgengrauen und dauerten bis in die Nacht, worauf noch das Vieh versorgt und so manche häusliche Arbeit erledigt werden musste, bevor die Bauernfamilie zur kurzen Nachtruhe kam.

Wörterbuchbelege: Pfälz.Wb. III 877 f.; Süd-hess.Wb. III 338; Rhein.Wb. III 563; Bad.Wb. II 643.

Wochenmarkt

Bedeutung: Wöchentliche Verkaufsveranstaltung landwirtschaftlicher Erzeugnisse auf einem Dorfplatz

Satzbelege: Am Wochenmark hod me kenne vukaufe (verkaufen) des Schaubstroh (für den Strohsack). [Jood] Ofm Wochemaarkplatz es de Wochemaark abghalle woan. [Jink] Aufm Wuchemoak woan die Hendle (Händler), ja Zwischnhendle besser gsacht. [Neuarad] Die Oma hat ufn Maark un ufn Wochemaark immer kaaft so gleserti Eppl (glasierter Apfel) un gleserti Biere. [Ostern]

Sachkunde: Eine Beschreibung aus der Batschka mag stellvertretend für den Ablauf der Wochenmärkte im donauschwäbischen Siedlungsgebiet stehen. Hier heißt es: "Der Wochenmarkt in Tscherwenka war ein wichtiger Umschlagplatz für Gärtnereiprodukte, landwirtschaftli-



che Güter und Gebrauchsartikel des täglichen Bedarfs. Am Mittwochvormittag gab es den großen und am Samstag den kleinen Wochenmarkt. Von Anfang Juni bis Ende Oktober war das Angebot reichlich und vielfältig, in der Winterzeit spärlicher. Wenn auch in den meisten Häusern - auch in den nichtbäuerlichen - ein Gemüsegarten betrieben und Geflügel gehalten wurde, so gab es doch Ortsbewohner mit mehr 'städtischen' Lebensgewohnheiten, die alles, was sie an Lebensmitteln brauchten, im Geschäft und auf dem Wochenmarkt einkauften. Aber auch die anderen Tscherwenkaer gingen gerne auf den Wochenmarkt (...) vor allem Frauen, und auch die Kinder durften mitgehen, soweit sie nicht schulpflichtig waren bzw. Ferien hatten. Sie halfen beim Korbtragen, erhielten eine Kostprobe vom gekauften Obst oder konnten sich auch mal eine Schleckerei bei der Mutter aushandeln.

Das geschäftige Treiben der Menschen, das mannigfaltige Angebot und das kunterbunte Bild von Obst, Gemüse und anderen Waren auf den Verkaufsständen oder am Boden, sowie das lebhafte Sprachengemisch auf dem Wochenmarkt sind unvergessliche Eindrücke. (...) Die einen boten an, die anderen kauften. es wurde gehandelt und 'gefratschelt'; jeder versuchte, so gut wie möglich einzukaufen bzw. die Ware zu verschachern." (Roland Vetter / Hans Keiper: Unser Tscherwenka. Tuttlingen 1980, 467)

Spruch

Wortbedeutung: 1. einprägsamer Gedanke, Lebensregel, oft in Reimen

1.1 (verkürzt für:) Kirchweihspruch

1.2 (verkürzt für) Hochzeitsspruch

1.3 (verkürzt für:) Brauchspruch (zum Heilen)

Wortbelege: m, ʃprux, ʃpriche [in bairischen Stadtdialektien]; ʃprux, ʃprich [in rheinfränk. und schwäbischen Mundarten]; ʃpru:x [Wetschesch]

Satzbelege: 1. Off die Wandschitzer wan so schäne Sprich druf gedruckt, un des woar ausgeneht. [Kleinnahrung]; Dort ware Sprich aufgeneht so wie: "Halte Ordnung, liebe sie, Ordnung spart die Zeit und Müh". [Orzidorf] Mei gottseliche Großvater hat immer e Spruch gsaat. [Wetschesch] Noch hunn se en große Schnitterkranz gblecht, un noch woan aa, die wos e Spruch gsocht honn. [Stl II] Am Blasiustag sammer auch in die Kirch gonge. De Pharre hat die Kirzn unde unsen Hols gholdn un hat do en Spruch gsogt. [Tschawal] Die Retschbuwe (Ratscherbub) sinn Haus vor Haus gang un hann geretscht un ihre Spruch gsaat: "Fallet auf eier Knie un betet den Engl des Härrn un Maria". [Albrechtsflor]; Ja, mir ware brav un hamm unsern Spruch gsagt: "Lieber Nikolaus, komm in unser Haus, leer dein Secklein aus". [Marienfeld]; Spruch hann se kuin gsagt, nur guet gnetzt (gespritzt, an Ostermontag) un sein wei-

ter gange. [Scheindorf]

1.1 Die großn Bubn habn Lebzelterhärzen mit schene Spriche drauf für ihre Madln kauft. [Reschitz] Noch em Spruch, was de ärschte Geldhärr saat, get de Vorstrauß verlezetiert. [Bogarosch]

1.2 Un iberall hat de Brautfihere sein Spruch gsagt. [Wetschesch] 1.2 Die Breitfihere senn gange Vewandte eilode un honn en Spruch gsocht. [La II]

1.3 Wann a Kind krank war, no is a Fraa, wu brauche hat kenne, mit em Kind e Dachtrapp uff un ab gang un hot ihre Spruch gsaat. [Bruckenau] Do hat mer de Spruch gsaat: "Häle, häle Katzedreck, bis morje frih is alles weg." [Großsanktnikolaus]

Volkskundliches: Sprüche mit Verhaltensnormen und Lebensregeln wurden im bäuerlichen Leben gern bei zahlreichen Gelegenheiten, im Alltag und bei Festen verwendet und auf vielfältiges Material geschrieben. Man fand sie auf Zierstilien im Haus, auf Tragbalken, Porzellan, Papier oder auf Lebzeltten. Zum Inhalt und der Form volkstümlicher - oft mehrsprachiger - Sprüche. Aus der Analyse der (um 1980) im Banat gesammelten, mehr als 1500 Sprüche ergab sich die Schlussfolgerung: "Unsere Spruchweisheit veranschaulicht die vielfältige Lebenserfahrung des Volkes. Zahlreiche Sprüche haben dichterische Aussagekraft, doch ihre Form ist nicht immer einwandfrei. Wir haben sie möglichst genau aufgeschrieben, da gerade in ihrer Unverfälschtheit, in den zahlreichen Varianten und Weiterbildungen bekannter Vorlagen, der folkloristische Reiz dieser Schöpfungen liegt. (...) Die Ziersprüche auf Textilien sind ein Abschnitt des mündlichen Volksgutes, mit all seinen Kennzeichen und seiner Bedeutung." (Hans Gehl, "Spruchweisheit auf Wandschützern. In Gehl: Schwäbische Familie Temeswar 1984, S. 70-110) (1) Brautspruch, Gesätsel, Lied, Namenstag-, Neujahrsspruch, Sprichwort, Vers, Wandschützer; (1a) Kirchweihspruch; (1.3), Zauberspruch; brauchen, heißen.

Sprichwort

Wortbedeutung: kurze und einprägsame Lebensweisheit (oft in Versform)

Wortbelege: n, ʃprichwort, -vörter [in bairischen Dorf- und Stadtmundarten]; ʃprichwort, -värtər [in rheinfränkisch Dorfmundarten]

Satzbeleg: Ja, un des Sprichwort hann ich am eigene Leib erfahr. [Wariasch] Jede sprachliche Gemeinschaft besitzt ihre eigenen festen Wortfertigungen, da sie im Laufe der Zeit ihre eigene Lebenserfahrung und eigenen Wertvorstellung gesammelt hat. Vertreter der älteren Generation gebrauchen lehrhafte Merksätze



häufiger in ihrer Rede als jüngere Sprecher. Manchmal beruft sich der Mundartsprecher auf eine anerkannte Dorfpersönlichkeit, um seiner Rede Gewicht zu verleihen, z. B. "Die alt Bäckersch Bäsl Liss hat immer gsaat ..." In den Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten wird den künftigen Generationen eine Jahrhunderte alte Lebenserfahrung, Denkweise und ein derber Humor überliefert.

Der größte Teil der geläufigen festen Fügungen stellt ein mitgebrachtes Erbe der Donauschwaben dar, nur wenige Sprichwörter sind in den Siedlungsgebieten entstanden. Doch ein beträchtlicher Teil dieses Erbes wurde von den Mundartsprechern umgestaltet. Die neue Umwelt, veränderte Wirtschaftsverhältnisse und Beziehungen zu anderssprachigen Mitbewohnern brachten Änderungen des Inhalts und der Form althergebrachter Wortgruppen mit sich. So treten in manchen Sprichwörtern Banater Ortsnamen und die Wörter Heed (Heide) und Schwob auf, was ihre Originalität beweist. (Nikolaus Horn: Banater Sprichwörter und Redensarten. In: Gehl: Schwäbisches Volkskug, Temeswar 1984, 112)

Spruch (1)

Sprache

System von Lauten mit bestimmten zugeordneten Bedeutungen, als wichtigstes Verständigungsmittel der Menschen untereinander

Wortbelege: - f, ſpra:x, -n [in bairischen Dorf- und Stadt-dialekten]; ſpro:ch, -ø [in rheinfränk. und schwäbischen Dialekten]

Satzbelege: Alli Handwerker ware in einer Reih ufgestellt, un do is in alli Sproche verhandlt wor. [Bogarosch] In Semiklosch ware vier Sproche: Ungarisch, Deitsch, Rumänisch un Bulgarisch; es gibt viel Bulgare. [Perjamosch] Mei Freind, där hat gsagt: Siebn Sprachn red er, aber alle deitsch. [Reschitza]

Volkskundliches: Mehrsprachigkeit ist eine wichtige Voraussetzung für das Zusammenleben in einem multiethnischen Raum wie Mittelosteuropa. Außer ihren Dialekten verstehen und sprechen die meisten Menschen die eigene, meistens in der Schule erlerte Standardsprache bzw. deren umgangssporachliche Varietät, und zwei, drei Sprachen der benachbarten Ethnien.

Besonders Handwerker, aber auch Bauern sind auf Märkten und bei anderen Gelegenheiten auf die Verständigung mit anderssprachigen Kunden und Kaufpartnern mittels Fremdsprachen angewiesen. Auch für

Donauschwaben, die in die Stadt gezogen waren, war Mehrsprachigkeit eine Selbstverständlichkeit. Es galt als höflich, wenn man dem Partner in der Sprache antwortete, in der man angesprochen wurde.

- Die sieben Sprachen und alle deutsch", die angeblich im Banater Bergland gesprochen werden, beziehen sich auf die verschiedenen bairisch-österreichischen Dialekte, die bis heute die verschiedene Herkunft der österreichischen Ansiedler des 18. und 19. Jahrhunderts widerspiegeln

Deutsch, Dialekt, Fremdsprache, Sprachkurs, Sprecherin

Sprachkurs

staatlich geförderter Sonderunterricht für Aussiedler und Zuwanderer zur Erlernung der deutschen Staatssprache, ſpra:chkhurs, -ø [in rheinfränk.-schen und schwäbischen Dorfdialekten]

Satzbeleg: Durch des Deitsch Theater, die deitsche Schule un Zeidunge hann mer noh der Aussiedlung uff Deitschland ke Sprachkurs mache misse. [Sackelhausen]

Etymologie: Entlehnung aus der Standardsprache

Volkskundliches: Dank der in Rumänien und Ungarn noch vorhandenen Institutionen (Deutsches Staats-theater, Deutschunterricht, deutsche Zeitungen, Rund-funk- und Fernsehsendungen) ergab der Sprachtest in den Registrierungsstellen für deutsche Aussiedler aus Rumänien und Ungarn in der Regel nicht die Notwendigkeit, dass sie ihre Deutschkenntnisse durch einen geförderten Sprachkurs ergänzen mussten.

- Anders verhielt es sich mit den deutschen Aussiedlern aus der früheren Sowjetunion, denen der Unterricht in der Muttersprache jahrzehntelang verwehrt gewesen war und bei denen die positiven Ergebnisse eines Sprachtestes im Siedlungsgebiet ein Kriterium für die Erteilung der Einreiseerlaubnis nach Deutschland waren. Angesichts der aktuellen Flüchtlingszuströme werden effektive Sprachkurse wieder zum entscheidenden Faktor für eine erfolgreiche Eingliederung.





**300 JAHRE
ODER: UNSER GENERATIONENWERK IST ZERSTÖRT**

von Franz MARSCHANG

Voriges Jahr, also 2016 – wir erinnerten daran – feierte man in unseren Kreisen das Jubiläum eines bedeutenden historischen Geschehens: Nach fast 500-jähriger Osmanenherrschaft auf dem Balkan befreite Prinz Eugen von Savoyen im Auftrag Habsburgs Stadt und Festung Temeschburg aus jenem Machtbereich.

Heute wollen wir auf ein friedliches Aufbauwerk zurückblicken, das er mit jener Leistung in Gang setzte. Es existiert allerdings nicht mehr, jenes Werk. Dennoch finden wir es angezeigt, daran zu erinnern, war es doch das Ergebnis gewaltiger Kraftanstrengungen unserer Vorfahren. Seine Zerschlagung führte zu unserer Entwurzelung.

Vorausgegangenes in Kürze

Manchmal kann man ein Pferd auch von hinten anschirren. Also dann! Vor dem oben angeführten Zeitpunkt befand sich der Balkan nahezu insgesamt Jahrhunderte lang im Machtbereich der Türkei. Die Begriffe „Rumäne“, „Rumänien“ kannte man nicht. Außerhalb des Karpatenbogens lagen drei Fürstentümer:

- südlich, zwischen dem Eisernen Tor (Karpaten-Durchbruch der Donau) und dem Altfluss die Kleine Walachei“
- Valahia oder Valahia -mică – das heutige Oltenien;
- östlich des Altflusses die Große Walachei“
- Valahia oder Valahia mare - das heutige Muntenien;
- östlich der Karpaten die Moldau oder Moldova.

Diese Gebiete waren staatlich nicht verbunden, sondern hatten jeweils den Status einer türkischen Randprovinz (eines paşalıc). Hinzurechnen darf man noch die Dobrudscha/Dobrogea, die Region zwischen dem Süd-Nord-Lauf der unteren Donau und dem Schwarzen Meer. 70 % ihrer Bevölkerung waren moslemische Tataren, die Übrigen gehörten anderen Völkern an. Sie zogen fast alle mit den Türken ab.

Im Westen befand sich Ungarn, lange Zeit desgleichen von den Türken besetzt. Eigentlich war es eher ein Durchmarschgebiet für türkische Heerscharen auf ihren Eroberungszügen, die Westeuropa anvisierten.

Zu Ungarn gehörte innerhalb des Karpatenbogens Siebenbürgen, wo seit dem 12. Jh. die Siebenbürger Sachsen ansässig waren, hergerufen und mit Freiheiten ausgestattet vom ungarischen König Geysa II. mit dem Ziel, das Land aus seinem Urzustand herauszuführen und gegen anrückende Feindheere aus dem Osten zu verteidigen.

Die Türken waren zweimal bis Wien vorgedrungen (1529 und 1683), hatten die Kaiserstadt belagert, ohne sie einnehmen zu können. 1716 wurden sie auf ihrem Rückzug von einem österreichischen, besser gesagt, europäischen Heer gejagt, das unter dem Oberbefehl von Prinz Eugen von Savoyen stand. Im Sommer belagerte er drei Monate lang Stadt und Festung Temeswar, bis die türkische Besatzung die weiße Fahne hisste und freien Abzug erhielt (Oktober 1716). Ein Jahr später kam die Eroberung Belgrads hinzu. Im damaligen Belagerungsheer entstand das heute noch beliebte Eugen-Marschlied:

Prinz Eugen, der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiser wiederum kriegen
Stadt und Festung Belgerad.
Er ließ schlagen einen Brucken,
Dass man kunnt hinüberrucken
Mit der Armee wohl vor die Stadt.

Es war die eigentliche Geburtsstunde Temeschburgs/Temeswars und des deutsch geprägten Banats.

Eine neue Saat wird gestreut

Die Ungarn wollten die befreiten Gebiete, die ihnen die Türken einst weggekapert hatten, zurückerobern. Prinz Eugen, der auch Präsident des Wiener Hofkriegsrates war und zudem im Rufe stand: „Er erobert... und hinter seinem Heer geht der Pflug, und im Wald die Axt des Kolonisten“, überzeugte das Kaiserhaus, einen Teil des Landes selbst zu behalten. So wurde das Gebiet zwischen Marosch, Theiß, Donau und den Ausläufern der Südkarpaten im Umfang von etwa 28.500 qkm zur selbstständigen kaiserlichen Krondomäne. Sie erhielt alsbald den Namen Temescher Banat.. Das altkroatische Wort „BAN“ bezeichnete einen Vorsteher, Heerführer. Das Gebiet, das ihm unterstand, nannte man Banat.

Jungfräuliches Land

Das eroberte Territorium nahm sich gar nicht einladend aus. Karl von Lothringen, kaiserlicher Generalfeldmarschall und eigentlicher Bezwinger des türkischen Belagerungsringes vor Wien, der den Feind mit verfolgte, schreibt darüber:

„Nirgends findet sich eine Ader trinkbaren Wassers, und das stinkende Wasser der Sümpfe wollte nicht einmal das Vieh trinken. Nirgends ein grünender Baum,

unter welchem der Reisende hätte ausruhen können. Schilf, Unkraut und Gestrüpp waren so dicht und hoch, dass das Fußvolk kaum durchgekommen wäre, wenn die Reiter nicht, gleichsam eine Furche brechend, einen Pfad geöffnet hätten. Nirgends auf der ganzen ungeheuren Ebene gibt es ein beherbergendes Obdach, ja nicht einmal eine Spur von Menschen, außer einigen Rohrhütten von Hirten:“

Eine Volkszählung sollte verdeutlichen, was vorhanden war, bevor die Aufwertung des Landes in Angriff genommen wurde. Doch sie war bei Wanderhirten kaum hieb- und stichfest durchzuführen. Also zählte man die Rauchfänge. Im ganzen Banat waren 21.089 zu ermitteln.

Vorhanden war auf jeden Fall unverkennbar der größte und tödlichste Fiebersumpf Europas.

In Stadt und Festung Temeswar blieben nach Abzug der Türken noch 645 Personen zurück: Männer, Frauen und Kinder. Unter ihnen kein einziger Handwerker.

Der Sumpf schloss die Stadt von drei Seiten ein; er reichte stellenweise bis an die Festungsmauer heran. Wer heute vor der Stadtoper steht, sollte wissen, dass sich hier einmal Sumpfgelände dehnte, dass die Oper und die umstehenden Gebäude auf Piloten erbaut sind, also auf langen Baumstämmen, die - durch das Sumpfgelände getrieben - die Bauten tragen.

Reisebeschreibungen aus jener Zeit besagen: „Die Festung liegt so in den Sümpfen der Temesch (man sah die Bega, die durch die Stadt fließt, als einen Seitenarm der Temesch an), dass sie einer im Wasser liegenden Schildkröte gleicht.“

Bei Franz Griselini (1717-1787), dem ersten Historiker des Banats – er hat selbst drei Jahre in dieser Region gelebt – findet sich der Hinweis: „Kennzeichnend für die neue Provinz ist das Gekräuze der Raben und das Geheul der Wölfe.“

Zum Militärgouverneur über das Gebiet ernannte Prinz Eugen seinen aus Lothringen stammenden Reitergeneral Claudius Florimund Graf Mercy. Er wurde einer der größten Kolonisatoren der deutschen Geschichte.

Zum Marsch wird geblasen

Wer eine solche Gesamtlage hochfahren will, der braucht eine geeignete Bevölkerung, eine Bevölkerung, die zu arbeiten versteht und wacker zupackt. Also

wurde in den deutschen Ländern und auch außerhalb zur Zuwanderung aufgerufen. Und sie kamen; im ganzen Jahrhundert weit mehr als einhunderttausend Menschen.

Als die Nummer eins stand Temeswar auf der Tagesordnung, vor allem die Festung. Die Türken waren noch keineswegs aus dem Spiel hinausgekegelt.

Dem Reitergeneral Mercy lag vornweg zusätzlich das Bergland am Herzen, war dies voraussichtlich doch für die Armee von Nutzen.

1718, noch vor dem ersten Schwabenzug, bliesen aus der Zips (in der heutigen Slowakei) herbeigeholte Hüttenarbeiter in Tschiklowa bei Orawitz den ersten Kupferhochofen an. Die Kupfergewinnung florierte fortan. Bereits 1740 war das Banater Bergland dadurch europaweit bekannt. Es deckte die Hälfte des Gesamtbedarfs an Kupfer im Habsburger Reich und führte zusätzlich Kupfer aus nach Süddeutschland, Schlesien, Polen, Italien, Spanien Portugal und in die Türkei.

Als Stadt und Bergregion auf den Weg gebracht waren, kam der ländliche Raum dran. Die Dörfer wurden in Wien geplant; es waren Ingenieurdörfer. Die ersten 46 deutschen Dörfer mit mehr als 20.000 Bewohnern wurden gegründet. Doch den Zuwanderern in Stadt und Land machte der große Fiebersumpf arg zu schaffen. In den Herkunftsländern sprach es sich bald herum: der und jener der Abgewanderten sei an der „panatischen Krankheit“ verstorben. Es zirkulierte die Schrecksbotschaft: „Ungarn ist das Grab der Deutschen“. Hinzu kam ein neuer Türkeneinfall (1735-1739). Nahezu das ganze Siedlungswerk ging in Flammen auf. Das Ende schien gekommen.

Unter Kaiserin Maria Theresia begann 1744 der zweite Anlauf, der Theresianische Schwabenzug. Er brachte etwa 40.000 Menschen ins Banat. Es war an der Zeit, die systematische Trockenlegung des riesigen Sumpfes einzuleiten. Dieser Aufgabe widmete sich der holländische Wasserbauingenieur Max Fremaut. Manche sahen darin hinterher die größte Kulturtat in Europa seit dem Imperium Romanum.

Apropos Römer! Rumänen, die sich auf ihre römi-sche Abstammung viel zugute halten, sollten sich mal zu einer Reise aufmachen von Süden nach Norden den Rhein entlang und dabei die Augen recht offen halten. Zum Beispiel in der alten römi-schen Kaiserstadt Trier, die schon zur Römerzeit mehr als hunderttausend Bewohner hatte, oder in Köln und Mainz und noch anderen Städten. Wo in ihrer heimatlichen Region findet sich Ähnliches, das an römisches Leben erinnern würde? Allein aus Träumen von längst vergangenen Zeiten ist kein Gewinn zu schlagen.

Das Land blüht auf

Ein beachtenswertes Geschehen setzte ein. Wie im Frühjahr dem Boden die Blütenkelche der Schneeglöckchen entschlüpfen und sich hochziehen, so schob



das Land auch die Schwabendörfer in die Höhe. Die Bewohner der Ebene, freie Menschen, von niemand gezwungen oder angetrieben, waren mit vollem Einsatz dabei. Mit Sachverstand und Körperkraft, wurde von Sonnenaufgang bis zum – untergang um jede Furche gerungen. Stadt und Land waren Schauplatz friedlichen Wetteiferns.

Ein Eisenbahnnetz wurde geschaffen, so dicht wie in kaum einem anderen Landstrich, Tiefbrunnen wurden gebohrt und damit gesundes Trinkwasser angezapft, Wege, Stege, städtische Infrastruktur angelegt. Es ging zu im Banat, wie in einem emsigen Bienen- oder auch Termitenvolk. Im Bergland verlegte man den Hauptsitz des Geschehens nach Reschitz.

1729 bereits hatte die erste Bergbauschule in diesem Teil Europas eröffnet – Unterrichtssprache: Deutsch. Zuwanderer aus den Alpenregionen Böhmen, Mähren und der Zips hielten das Montangebiet auf Trab. Sachkundige Planung und Durchführung ließen ein südost-europäisches Industriezentrum ersten Ranges entstehen. Nach der Übernahme des Montangebietes durch die StEG (Staatliche Eisenbahngesellschaft Österreichs) 1855 wurde die Entwicklung in mehrfacher Hinsicht beschleunigt. So beim Aufbau eines Eisenbahnnetzes auf dem ganzen Balkan, von Bergtunnels und Eisenbahnbrücken über die Flüsse inbegriffen. Die hier gebauten Lokomotiven waren der Stolz der Reschitzera.

Bereits vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs galt für die Banater Montan-Union der Beiname „kleine Kruppwerke“.

Der übrige Teil des Banats hielt mit der zügigen Entwicklung Schritt. Als eine Siegerkonferenz 1920 dem kaum ein halbes Jahrhundert alten Rumänien zwei Drittel des Banats als Kriegsbeute zusprach, da hatte das Gebiet den ursprünglich angepeilten Status erreicht. Es war ein vorbildlicher Wirtschafts- und Lebensraum. Adam Müller-Guttenbrunn durfte stolz bilanzieren: „Aus einer Wüste ward ein blühend Eden/, aus Sümpfen hob sich eine neue Welt.....“

In einem Dorfbahnhof, in Lowrin, wurden in dieser Zeit im Frühjahr tausend Waggon Frühkartoffeln verladen und in westliche Großstädte exportiert. Den gleichen Weg nahmen im Sommer/Herbst jeweils 15.000 bis 20.000 Schlachtschweine aus mehreren Schwabendorfern. Vieles andere folgte ihnen.

In Temeschburg erstellte allein die Prohaska-Mühle – die Engländer zerbombten sie im Zweiten Weltkrieg – sechstausend Waggon Mehl im Jahr. Dabei gab es in der Stadt noch eine Reihe anderer Mühlen. Hinzu kam ein weiteres Mühlenetz, das das ganze Banat überzog: Handelsmühlen für jeweils mehrere zusammen-

geschlossene Dörfer und Dorfmühlen in jedem Ort. Selbstfahrende Mähdrescher ernteten Getreide auf Banater Heideschlägen. Sie gehörten zu den ersten Erntemaschinen dieser Art auf der Welt.

Das Banat war zur kleinen Kornkammer Europas geworden. In Temeschburg wuchs die Zahl der Handwerkerbetriebe. Schon 1910 waren es 1850.

Fünfundsechzig davon hatten bereits eine Größe erreicht und überschritten, ab der man sie Fabriken nannte. Beim Temeschburger Hauptbahnhof dehnte sich hinter den zehn Gleissträngen zur laufenden Abfertigung von Personenzügen noch 43 km Rangiergleise, um den Abfertigungsverkehr für Waren bewältigen zu können.

Auch die Temeschburger Gärtnner beteiligten sich am Export. Um die Wende zum 20 Jahrhundert exportierten sie drei Millionen Obstbäume, 450.000 Ziersträucher, 200.000 Nadelbäume und 70.000 Rosenstöcke.

Ein städtisches Verkehrsnetz beförderte Millionen Fahrgäste im Jahr. Die Bevölkerung wuchs, die Orte weiteten sich aus. Der Bedarf an Ausbildungsstätten stieg. Noch vor dem I. Weltkrieg gab es in der Hauptstadt des Banats 76 Lehr- und Erziehungsanstalten, in denen sich 450 Lehrkräfte 12.000 Schülern widmeten. Ein Theater, eine Oper, Zeitungen, Bibliotheken und Sonstiges zum Kulturbetrieb Gehörendes war verfügbar. Aufgrund all dessen und auch der Gefälligkeit des Stadtbildes wegen wurde Temeschburg schließlich Klein-Wien genannt.

Das relativ kleine Banat – 4% der Landesfläche – lieferte 40 – 50 % der Landes-Exportgüter. Der Bukarester Landwirtschaftsminister erklärte nach einer Informationsreise durch das Banat: „Wenn wir diese Banater Deutschen nicht hätten, müssten wir sie importieren.“

Es war die Zeit, da die Banater Schwaben sich voll und ganz mit Peter Jungs Hymne identifizieren konnten und diese in der Vertonung Linsters mit Inbrunst sangen:

**Das Land, wo meine Wiege stand,
wo Wohl und Weh mein Herz empfand,
der junge Tag mir zugelacht,
als ich in Mutters Arm erwacht.
Der Wachtel Schlag, der Lerche Sang
Mir in die zarte Seele klang,
und all der Fluren holdes Grün
als eine Zauberwelt erschien:**

**Oh Land, du allerschönstes Land!
Mein Heimatland, Banater Land!
Auf Erden ist kein Land dir gleich,
als wärst du selbst das Himmelreich!**



Zur selben Zeit sangen die mitwohnenden Rumänen:

„Ein stolzes Land ist das Banat, Hier singt das ganze Volk.“

Gerne ließen sie sich auch mit dem Ausspruch hören : „Banatu-i fruntea“ – das Banat ist Spitze.

Gemeint war Landesspitze Rumäniens. Sie sagten es in dem Bewusstsein, ihren Teil dazu beigetragen zu haben.

Der tödliche Absturz

In all den Jahren, seit es den rumänischen Staat gibt, haben sich die Bukarester darauf verstanden, sich als Schlitzohren, als „şmecheri“, aufzuführen. Ohne etwas Besonderes zu leisten, gelang es ihnen, einen eigenen unabhängigen Staat zu erhalten und diesen immer wieder auszuweiten. Im Zweiten Weltkrieg marschierten sie so lange an Hitlers Seite, so lange von ihm ein territorialer Zugewinn zu erwarten war, und gingen ad hoc auf Abstand, sobald klar geworden war, dass er in die Unheil bringende Sackgasse führte.

Der Stichtag war der 23. August 1944, an dem sich der Frontenwechsel vollzog. Wir nannten und nennen ihn den Umsturz. Für uns war es ein Donnerschlag.

Es folgte alsbald der tödliche Blitz: der 08. Oktober 1944, an dem das Gesetz Nr. 485 erlassen wurde, das uns samt und sonders zu Staatenlosen, Besitzlosen und Heimatlosen machte, zu Kriegsverbrechern. Wir waren als Deutsche mit einmal unten durch. Selbst wenn man wie wir keine Staatsbürger Hitlers waren und unsren Bürgerpflichten gegenüber Bukarest durchaus nachgekommen waren.

Das Vorhaben Nr. 1 der neuen Bukarester Regierung lautete: "Curățirea României de elementul etnic german." - Säuberung Rumäniens vom deutschen Volks-element. Es hatte den Untergang dieses Volksstamms zur Folge.

Obwohl alle Versuche, uns samt und sonders aus dem Land hinaus zu katapultieren, an den Alliierten, den Hitler-Gegnern und neuen Verbündeten scheiterten, ließ man in Bukarest nicht locker. Im Januar 1945 wurden alle Arbeitsfähigen – Jugendliche, Männer und Frauen bestimmter Altersgruppen – in die Sowjetunion deportiert. Das waren rund 70.000 Menschen. Ein Drittel starb dort; viele der Rückkehrer gingen wegen gesundheitlicher Schäden bald ins Jenseits ein. Niemand hat ihre Zahl erfasst.

Noch 1951 wurden 10.000 Personen – ganze Familien vom Säugling bis zur Urgroßmutter – in die Ödsteppe

Bärăgan zwangsumgesiedelt.

Man schaffte sie in Viehwaggons hin und setzte sie unter freiem Himmel auf Stoppelfeldern ab. Außerdem war geplant worden, zehntausende in kleinen Gruppen übers ganze Land verstreut, umzusiedeln. Allerdings wurde diese „humane“ Idee der Bukarester Führung, die etwa 90.000 Menschen betreffen sollte, nicht mehr durchgeführt. Der Plan ist heute in einem Bukarester Archiv einsehbar.

In Deutschland schwieg man bis heute eisern zu all diesen menschenverachtenden Vorgängen. Man war und ist allerdings fordauernd dabei, die Erinnerung an eigene Schandtaten wach zu halten, sich selbst und nachwachsenden Generationen Asche aufs Haupt zu streuen.

Als schließlich Stalin, den in Moskau angereisten Getreuen aus Bukarest die Mahnung erteilte, ihre Deutschen nicht zu vernichten, sondern zu integrieren, wurden die Staatenlosen zur „mitwohnenden Nationalität“, die wie der überwiegende Teil der Bevölkerung sich widerspruchslos obrigkeitlichen Weisungen unterzuordnen hatte. Dabei waren Unverständ und ideologische Verblendung weiterhin richtungweisend. In der Folge zeichnete sich immer deutlicher der Niedergang ab.

Um der Willkür, der Unfreiheit, der Bespitzelung zu entkommen, haben Tausende ihr Leben aufs Spiel gesetzt und verloren. Wer beim Versuch, die Landesgrenze zu überschreiten, festgenommen wurde, hatte im Gefängnis eine harte Umerziehungsprozedur durchzustehen.

Bis schließlich „der geliebteste Sohn“ des rumänischen Volkes die Möglichkeit wahrnahm, seine Deutschen gegen Bares ziehen zu lassen (Pecunia non olet!). Das brachte immerhin Milliarden an Devisen ein, mit denen er wirtschaften konnte.

Der Abstieg war trotzdem nicht zu bremsen. Als ihn dann seine eigenen Landsleute und Genossen abknallten und die Landesgrenze passierbar war, machten sich die Deutschen wie eine gehetzte Herde davon. Die Zahl der Ausreisenden stieg sprunghaft an, die Dörfer leerten sich.

Was aus dem vorbildlichen Wirtschafts- und Lebensraum geworden ist, beschrieb der Banater Journalist Dan Adrian Căramidariu vor mehr als einem Jahrzehnt in einem erschütternden Rückblick, der im Internet zugänglich ist. Darin heißt es:

„Heute, 90 Jahre nachdem Österreich-Ungarn verschwunden ist... existiert das Banat nicht mehr... Wirtschaftlich stellen wir kaum noch etwas dar. Die Landwirtschaft liegt darnieder, die Lebensmittelindustrie



ist – abgesehen von kleinen Ausnahmen – verschwunden; die Banater Montanindustrie ist eine Ruine....Die Infrastruktur ist die schlechteste in ganz Rumänien...Ich sage es klar und unmissverständlich: Das Banat gibt es nur noch als Erinnerung.“

Unsere eigenen Reimkundigen sehen das so:

„Kennst du das Land am weiten Himmelsbogen,
wo der Südostwind wogte tief im Ährenmeer,
die Heide brach liegt, seit wir fortgezogen,
den Schwalben gleich, doch ohne Wiederkehr ...“

Wo Schwabendörfer still versinken,
der Kirchturm neigt sein Kreuz herab,
kein ‚Gott zum Gruß‘ hörst du, kein Winken,
das Schicksal reicht den Wanderstab.“
(Hans Bohn)

Und an anderer Stelle:

„Der Kirchturm schaut betrübt gen Westen,
die Sonntage sind leer.
Das Gotteshaus bebt in den Festen,
zurück kehrt keiner mehr.“
(Maria Harti)

Oder auch so:

„Der Artesibrunnen steht,
auch das Haus und unser Tor
mit dem Akazienbaum davor...
nur die Menschen hat die Zeit verweht.“
(Hans Mokka)

Und was weiter?

Die Bukarester sind die alten Schlaumeier geblieben. Die Welt verlangte von ihnen Wiedergutmachung und sie verabschiedeten schließlich entsprechende Restitutionsgesetze.

Doch deren Umsetzung ist eine Verhöhnung der meisten Geschädigten.

Es ist freilich einträglicher, den ehemals schwäbischen Ackerboden an finanziertreiche Ausländer zu verkaufen. Im Raum Großsankt Nikolaus sind schon ztausend Hektar verhökert worden. Äcker, die zum Besten gehören, was der Erdball diesbezüglich zu bieten hat. Was ihnen nicht mehr gehört, können sie dann auch nicht mehr zurückgeben. Da sei Gott vor! Nicht auszudenken, was geschähe, wenn diese Schwaben zurückkommen!

Der neue Aktionsplan ist genial: den Boden verkaufen, das bringt eine Menge Geld in die Kassen: die Investoren schaffen hochmoderne Landwirtschaftsmaschinen heran und sichern Arbeitsplätze. Und nicht zu vergessen: Die Investoren zahlen dann an Bukarest laufend

Erzeuger- und Verkaufssteuer.

Bleibt die Frage an die Führung unserer Landschaft: Wo will man ansetzen, um mitzustalten? Sollte man vielleicht den geraubten Boden als Investor zurückkaufen?

Den letzten Banater Schwaben der Erlebnisgeneration, die heute über 80 sind, bleibt nur noch der Verlustschmerz:

.....

Ich wees, dass alles nimme is,
dass nimme hem mir kinne.
So träm ich leenich vor mich hin,
los a e Trän mol rinne.

Schun vierzich Johr sin ich jetzt furt,
ball wird's um mich wohl staat,
doch's Hemweh bleibt, so lang ich leb,
nom Heimatland Banat.“

(J.B.Kiel)



“Vor der geschlossenen Tür”
Graphik von Fred Zawadzki



DIE TEMESWARER DOMKIRCHE

Eines der Wahrzeichen unserer Heimatstadt

von Claudiu Călin, Diözesenarchivar



Temeswarer DOMKIRCHE, Domplatz 2006

Fotoarchiv: Fred ZAWADZKI

Die Domkirche zu Temeswar hat eine reiche und lange Geschichte. Sie wurde als Kathedrale jenes Bistums erbaut, das im 18. Jahrhundert schon sieben hundert Jahre alt war. Gegründet im Jahr 1030, in Tschanaid, hatte die gleichnamige Diözese schon bald am Anfang eine Kathedrale. Denn die Kathedrale ist der Ort, von wo der Bischof sein Lehramt über sein Bistum ausübt. Nicht jede größere Kirche ist eine Kathedrale, sondern nur die, die ein Bischof zum Haupt und zur Mutter aller Kirchen seines Bistums erklärt hat.

Bis 1552 hatte die alte Diözese ihre Kathedrale und ihren Sitz in Tschanaid. Während der osmanischen Besatzung konnte die katholische Kirche hier, im Banat, sehr schwer überleben. Erst nach 1710, als Szegedin schon befreit war, durfte Bischof Nádasdy den Boden seines Bistums betreten und machte sich die Stadt zum Bischofssitz. Seine Kathedrale war dem Heiligen Demetrius geweiht, genau wie jene Kirche, die sich im Mit-

telalter an jenem Ort befand. Erst nach 1730 wechselten die Tschanaider Bischöfe ihre Residenz von Segedin nach Temeswar. Tschanaid selber, hatte als Ort keine Relevanz mehr, denn alles war dort schon seit fast zwei Jahrhunderte dem Boden gleich gemacht. Den Titel „Bistum Tschand“, bzw. „Bischof von Tschand“, führten sie weiter, denn die Bistumsgrenzen waren kaum verändert, nur der Sitz war ein anderer. So geschah es, dass man in Temeswar nach 1730/32 eine neue Kathedrale bauen musste.

Bischof Adalbert Freiherr von Falkenstein, der als erster offiziell seine Residenz in der Hauptstadt des Banats verlegte, benutzte die alte St.-Georgskirche (zugleich Jesuitenkirchen, inzwischen aber mit einem neuen Patrozinium, ad sanctam Mariam Serenam – zur Gottesmutter vom guten Wetter) als Kathedrale. Er legte am 6. August 1736, also am Fest der „Verklärung des Herrn“, den Grundstein einer neuen „Hauptkirche“, unserer jetzigen Domkirche.

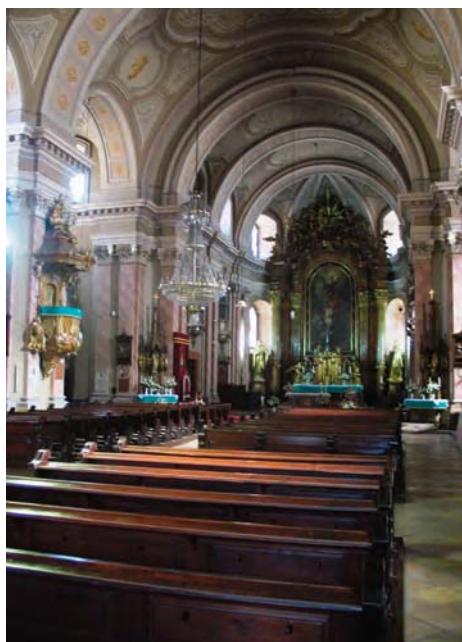
Dies soll, nach der Vertreibung der Türken, auch auf Initiative des Kaisers Karl VI. von Österreich passiert sein. Angeblich legte der Kaiser ein Gelöbnis ab: wenn es seinem Heere gelangen soll, diese Ecke Europas zu befreien, dann würde er, als Dank, eine Kathedrale bauen. Da die kaiserlichen Armeen das Banat und sogar die kleine Wallachei (Oltenien) und Belgrad mit einem Teil Serbien vom Türkendom befreit haben, versuchte der Monarch auch sein Versprechen zu erfüllen. Die Baupläne der Temeswarer Domkirche wurden höchstwahrscheinlich unter der Aufsicht des kaiserlichen Architekten Josef Emmanuel Fischer von Erlach erstellt; dieser hatte auch den Bau der Wiener Hofburg geleitet. Die in Temeswar tätigen Baumeister und Ingenieure Theodor Kostka, Carl Steinlein und Caspar Dissl haben ebenfalls einen wesentlichen Beitrag zur Errichtung der Domkirche geleistet. Die Bauarbeiten begannen schon 1736, doch nach zwei Jahren mussten sie wegen der Pestepidemie, die über die Stadt hereinbrach, eingestellt werden. Der Türkenkrieg 1738-1739, ein starkes Erdbeben und ein Aufstand brachten die Bautätigkeit an der Domkirche zum Stillstand. Bischof Nikola Stanislavich, der auch die katholischen Bulgaren ins Banat führte, bemühte sich unermüdlich in seiner zehnjährigen Amtszeit (1740-1750), die Domkirche aus Sumpf und Armut zu bauen.

Das Bistum konnte keine eigenen finanziellen Mittel einbringen, denn damals besaß die Diözese keine Ländereien im Banat und es wurden ihr auch keine Steuern,



Spenden oder Einnahmequellen gesichert. Die Hofkammer stellte dem Bischof lediglich die Summe von 5000 Gulden zu Verfügung. Davon musste er die Bauarbeiten vorantreiben und selbst seinen Unterhalt sichern. So geschah es, dass als 1741 Domherr Carlo Tazzoli (ehm. Pfarrer in Mercydorf) starb, und in der noch nicht fertigen Domgruft begraben werden sollte, man ihn direkt in den Fußboden beerdigte. Von Grabnischen und „loculi“ war noch keine Spur! Erst unter Bischof Graf Franz Anton Engl von Wagrain, wurde die Domkirche vollendet. Am 8. September 1754, als sie aber nur teilweise fertig war, segnete sie Bischof Graf Engel von Wagrain. Nur der Altarraum und der Transept waren fertig; das Kirchenschiff, ohne Dach und Wölbung, wurde nur vorläufig mit Bretter bedeckt.

Engl zelebrierte damals, hier, in der neuen Kathedrale, die erste Heilige Messe. Das Gotteshaus ist im Barockstil erbaut und erhielt schon bei der Erstellung ihrer ursprünglichen Pläne zwei Türme (auf der West-Fassade). Diese wurden schon gleich Anfang nicht allzu hoch gebaut, so dass sie nicht zum Ziel feindlicher Kanonen bei Kriegszeiten werden sollen. Eine andere Hypothese spricht aber von der Sparsamkeit der kaiserlichen Verwaltung, die stets die billigeren Varianten bevorzugte. Und trotz dieser Tatsache, bleibt die Domkirche, bis heute, eine der kräftigsten und sichersten Bauten unserer Stadt.



Altar im katholischen Dom zu Temeswar mit Bildnis des Hl. Georg

Fotoarchiv:
Fred Zawadzki

Das Hauptaltarbild zeigt den heiligen Märtyrer Georg und wurde im Jahre 1754 vom Direktor der Kunstakademie in Wien, Michael Angelo Unterberger, gemalt. Die Gemälde der Nebenaltäre stammen vom Wiener Maler Johann Nepomuk Schöpf (der aus Prag stammte) und wurden 1772 gemalt. Vom Eingang gesehen, gibt es folgende Nebenaltäre: auf der rechten Seite, den Altar der

Pestheiligen: Rochus, Rosalia und Sebastian; auf der linken Seite, den Altar des hl. Johannes von Nepomuk, Schutzpatron des Banats. Ferner, auf der rechten Seite, befindet sich der Altar der Mariä Heimsuchung und auf der linken Seite der Altar des heiligen Josefs, der Bräutigam der Gottesmutter, hier seltenerweise als Sterbender dargestellt. Die wichtigsten Nebenaltäre, die sich rechts und links im Transept befinden, stellen das Letzte Abendmahl und die Kreuzigung Jesu dar. Weitere drei Nebenaltäre wurden im 19. Jahrhundert im Dom aufgestellt: zwei von Bischof Alexander Csajághy (1850-1860), und einer von der adeligen Familie Bersuder, im Jahre 1901. Vorne rechts befindet sich der Altar des heiligen Gerhard, des ersten Bischofs von Tschand und Märtyrer, und symmetrisch, links, gegenüber, der Altar der Gottesmutter Maria. Unter der Statue des hl. Gerhard wird eine Reliquie unseres ersten Bischofs aufbewahrt und zur Verehrung gezeigt. Die Statue der Gottesmutter, am anderen Altar, wurde nach der Revolution von 1848-49 aus Metall gegossen, obwohl die Struktur der beiden neugotischen Altäre aus Holz besteht. Das Metall stammt von einer Kanone, die während der Belagerung Temeswars 1849 benutzt wurde.

Der Herz-Jesu-Altar, im Transept, neben dem Altar des Letzten Abendmahls, wurde von der Familie Bersuder gestiftet. Er wurde vollständig aus Holz errichtet und stammt aus den Ateliers des Tiroler Meisters Ferdinand Stuflesser.

Die heutige Orgel wurde vom Temeswarer Orgelbauer Leopold Wegenstein gebaut, ersetzt aber ein älteres Instrument, aus dem 18. Jahrhundert. Sie wurde 2015 und 2016 kleineren Reparaturen unterzogen und erhielt einen zweiten, neuen Spieltisch, der auch für Konzerte benutzt werden kann. An der Domorgel spielen zur Zeit Domkapellmeister Dr. Walter Kindl und Domorganist Róbert Bajkai-Fábián.

Die Domkirche verfügt über zwei Chöre: einer, geleitet von Prof. Kindl, der den Namen „Chorus & Capella Cathedralis“ trägt, und der „Exultate“-Chor, geleitet von Róbert Bajkai-Fábián. Die erste Turmuhr war ein Werk des Temeswarer Uhrmachers Josef Martin Kidt, und wurde auf Verordnung des Bischofs Franz Anton Engl von Wagrain im Jahre 1764 gebaut. Eine neue „Repetieruhr“ wurde 1893 aus eigenen Mitteln des Bistums angekauft. Die Domkirche verfügt über ein volles, beeindruckendes Geläut: in den zwei Türmen befinden sich insgesamt sieben Glocken. Die älteste Glocke wurde 1762 in Buda durch den Glockengießer Josef Steinstock gegossen. Die weiteren sechs wurden nach 1990 durch Bischof Kräuter und Kanzleidirektor Msgr. Roos bei der Firma Rincker in Sinn, Hessen, erneuert. Die letzte gegossene Glocke stammt aus dem Jahre 2012 und wurde zu Ehren des Märtyrerbischofs Konstantin Ignaz Bogdánnffy, ein Sohn unseres Bistums, geweiht.



Die feierliche Konsekrierung der Domkirche, die Kathedrale der Tschanader und später, der Temeswarer Bischöfe, fand erst am 24. April 1803, am zweiten Tag nach dem Fest des Heiligen Georg, des Schutzpatrons der Domkirche, statt. Damals, weihte Bischof Ladislaus Kószeghy de Remete jede Tag einen Nebenaltar, so dass erst am Ende der Hauptaltar konsekriert wurde. Der selbe Bischof eröffnete 1804 das erste moderne Priesterseminar unseres Bistums und zugleich die erste Hochschule Temeswars.

Die Domkelche, die Monstranz, die Lampe für das „Ewige Licht“, das Vortragekreuz (Kapitelkreuz) und andere wertvolle Gegenstände wurden 1754 (teilweise auch danach) vom Wiender Goldschmied Josef Moser geschaffen. Aus dem selben Jahr stammt auch der Bischofsthron, die sog. Kathedra, von wo der Bischof predigt und wo er während der Pontifikalämter Platz nimmt. Die Domkirche besitzt eine eigene Krypta, wo Bischöfe, Domherren, aber in der Vergangenheit auch einige Festungskommandanten und Adelige beerdigt wurden. Hier befinden sich auch die Ruhestätten der Temeswarer Bischöfe Augustin Pacha (+1954), Adalbert Boros (+2003) und Sebastian Kräuter (2008).

Im Laufe der Jahrhunderte wurde die Domkirche oft renoviert und sorgfältig gepflegt. Nach 1849 musste man größere Reparaturen durchführen, da sie von den Kanonen der Revolutionäre beschädigt wurde. Damals soll auch eine interessante Inschrift, zu Ehren des Bischofs Stanislavich, am Triumphbogen, wegen ihres schlechten Zustandes, beseitigt worden. Nennenswerte Renovierungen wurden kurz nach 1900, dann in den Jahren 1926 und 1986 unternommen. In den Jahren 2003-2005 und 2011 wurden Dach und Außenfassaden saniert.

Im Dom fanden viele wichtige Ereignisse statt. Trotzdem wurden hier nur vier Bischöfe konsekriert: Csernoch János - 1908, Augustin Pacha - 1927, Sebastian Kräuter - 1990 und Martin Roos - 1999. Feldmarschall Anton Ludwig August von Mackensen besuchte die Domkirche im Herbst 1915, König Ferdinand von Rumänien 1923, Tzar Simeon von Bulgarien 2008. Im Jahre 1923 feierte man in Temeswar, aber hauptsächlich vor der Domkirche und vor der Dreifaltigkeitssäule, das 200-jährige Jubiläum seit dem Ansiedlungsbeginn der Banater Schwaben. Der damalige Apostolische Administrator, Domherr Augustin Pacha, feierte im Freien, vor der Pestsäule, eine heilige Messe, an der etwa 70.000 Leute teilnahmen. Hier predigte er in schwäbischer Mundart für sein Volk und für das Banat. Es war zum ersten Mal, dass ein kirchlicher Würdenträger sich auf Schwäbisch an seine Gläubigen öffentlich wandte.

Am 29. April 2013 feierten die katholischen Bulgaren 275 Jahre seit ihrer Ansiedlung im Banat. Bischof Roos und alle bulgarischen Priester des Bistums feierten damals ein Pontifikalamt auf Bulgarisch und Rumänisch,

in einer überfüllten Domkirche. Danach besuchten die Teilnehmer das Grab des Bischofs Stanislavich.

Nach der Wiederanerkennung des Bistums durch den rumänischen Staat, 1990, errichtete Bischof Kräuter das Domkapitel wieder. Erst 2002 bekam diese kirchliche Einrichtung eine feste Ordnung im Rahmen der Domkirche. Seitdem feiern die Domherren in der Advents- und Weihnachtszeit, sowie in der Fasten- und Osterzeit wieder die Vespers zusammen. Zur Zeit zählt das Domkapitel 12 Domkapitulare (Domherren). Jeder von ihnen feiert eine Woche lang die täglichen Gottesdienste im Dom. Während der Woche werden täglich zwei heilige Messen im Dom gefeiert: am Morgen um 7.15 Uhr und am Nachmittag, im Sommer um 18.30 Uhr, bzw. im Winter um 18 Uhr. Am Abend sind die Heiligen Messen immer in rumänischer Sprache.

Aus einem rein kirchlich-verwalterischen Sichtpunkt ist die Domkirche exklusiv die Kirche, wo der Bischof und das Domkapitel das Messopfer zelebrieren, wo die Bischofs- und Priesterweihen vorgenommen werden, wo am Gründonnerstag die Heiligen Öle geweiht werden und wo der Bischof am Pfingstfest die Firmung für die ganzen Stadtparreien spendet. Wenn der Bischof Pontifikalämter feiert, werden diese meistens teilweise, bzw. gemischt in lateinischer, deutscher, ungarischer, rumänischer und manchmal auch in bulgarischer, kroatischer, tschechischer und slowakischer Sprache zelebriert.

Da die Domkirche dementsprechend keine Pfarrkirche ist, hat sie auch keinen eigenen Pfarrer. Oft helfen aber auch die bischöflichen Sekretäre hier als Zeremoniare oder sogar auch als Zelebranten aus.

2016 feierte man 280 Jahre seit der Grundsteinlegung der Domkirche. Dieses Fest wurde im Rahmen des größeren Jubiläums, zur 300-Jahrfeier seit der Befreiung Temeswars, veranstaltet. Aus diesem Grunde organisierte und eröffnete Bischof Martin Roos eine Domausstellung mit Gegenständen, Daten, Dokumenten und Bildern aus der jahrhundertealten Geschichte der Temeswarer Domkirche. Im selben Jahr reichte das Bistum Temeswar ein Projekt für EU-Förderungsmittel zur Gesamtrenovierung der Domkirche ein. So lassen sich Geschichte und Gegenwart verbinden, um zusammen die Zukunft des ältesten noch bestehenden architektonischen Wahrzeichens Temeswar zu sichern.





20 JAHRE SENIORENGEMEINSCHAFT BANATER SCHWABEN INGOLSTADT

von Franziska GRAF

In jeder Stadt sind es die Pfarreien, die schon immer die Seniorennachmittage organisieren. Die Stadt Ingolstadt war eine Ausnahme, sie hat schon vor mehr als 40 Jahren die Senioren der Stadt nach Wohngebiet in Gemeinschaften vereint, die vom Bürgerhaus betreut wurden. Mittlerweile sind auch andere Städte diesem Beispiel gefolgt.

Im Jahre 1996 hatte ein Banater die Idee, weil sehr viele Banater in Ingolstadt leben, könnten wir doch die Banater Senioren in eine Gemeinschaft vereinen. Darauf haben wir alle unsere Landsleute, die über 60 Jahre alt sind zu einem Kaffeennachmittag eingeladen. Es sind fast 100 Leute gekommen, so dass wir im Januar 1997 die Seniorengemeinschaft der Banater Schwaben in Ingolstadt gegründet haben. Anfangs waren wir 300 Mitglieder, davon sind leider schon mehr als 100 verstorben.

Bei unserer ersten Weihnachtsfeier haben sich einige sangesfreudige Mitglieder aufgestellt und haben Weihnachtslieder gesungen. Das war die Geburtsstunde unseres Chores. 20 Damen haben sich zu einer Tanzgruppe formiert, die von der leider schon verstorbenen Helene Schandruß geleitet wurde. Sie haben nicht nur Volkstänze getanzt.

Jedes Jahr hat die Tanzgruppe beim Seniorenschwing im Stadttheater lustige Tänze aufgeführt. „Stubenmädeltanz“, „Csárdás“, „Charleston“, „Elfentanz“, „Hora“ und „Zillertaler“.

Wir hatten viele öffentliche Auftritte bei der MIBA, Westpark, Osterbrunnen, Seniorenmesse in München, Volksfest Neuburg, beim Banater Chortreffen in Gersthofen, bei Heimattreffen der Temeschburger, der Karansebescher, Mercydorfer, Freidorfer, Semlaker u.a. Bei allen Seniorenheimen in Ingolstadt haben wir den Heimbewohner gezeigt, dass man auch im Alter noch Freude am Singen und Tanzen haben kann. Unser Chor hat bei den Beerdigungen unserer Landsleute immer gesungen und den Hinterbliebenen mit den Liedern aus der alten Heimat Trost gespendet.

Unsere Proben haben wir jeden Montag im Nischbachhaus, dazwischen bei Kaffee und Kuchen werden die Geburtstagsjubilare mit einem Ständchen geehrt. Auch gestalten wir den Heimbewohner besondere Nachmittage, die sehr beliebt sind.

Jeden Monat haben wir eine Tagesfahrt unternommen und einmal im Jahr einen Kurzurlaub im Schwarzwald, Bayerischen Wald, Österreich oder Südtirol.

Leider mussten wir aus Altersgründen das alles aufgeben. Bei der Jubiläumsfeier 20-Jahre Seniorengemeinschaft Banater Schwaben Ingolstadt am 6. März 2017 im Nischbachhaus wurden an alle Tänzerinnen die einmal dabei waren, einen Fotoband als Erinnerung an diese schöne Zeit, übergeben und an alle Mitglieder eine Festschrift.



Festschrift der Banater-Schwaben-Senioren-gemeinschaft Ingolstadt
Fotoarchiv: Franziska GRAF

In dieser Festschrift hat der Bundestagsabgeordnete Dr. Reinhard Brandl in seinem Grußwort gesagt: „Selbstverständlich ist jeder Banater Schwabe mittlerweile ein Ingolstädter geworden, aber man bleibt eben auch ein Leben lang Banater Schwabe. Dies spiegelt sich auch in ihrer Seniorengemeinschaft wider. Denn im Gegensatz zu den anderen Seniorengemeinschaften in Ingolstadt vereint diese Mitglieder nicht der gemeinsame Ortsteil, in dem sie wohnen. Hier verbindet jeden



die Zugehörigkeit zur gleichen Volksgruppe. Dies macht die Seniorengemeinschaft der Banater Schwaben in Ingolstadt bis heute einzigartig. Vor Ort haben sie inzwischen ihre Heimat, im Banat haben sie immer ihr Zuhause.“



**Kirchweihfest im Nischbachhaus.
Kinder, Jugend und Senioren
pflegen den gleichen Brauch.**

Fotoarchiv: Franziska GRAF

„Vielleicht sind es diese zwei Herzen in der Brust, die den Banater Schwaben die Energie für ihre offene und positive Grundeinstellung ermöglichen. Regelmäßige gemeinsame Ausflüge und gesellige Veranstaltungen mit namhaften Gästen sind in ihrer Gemeinschaft schon immer allgegenwärtig. Gleichermaßen gilt für die zahlreichen Gesangs- und Tanzauftritte in Ingolstadt und Umgebung. Stets sorgen die Banater Schwaben für Freude und gute Laune.“



**Der Chor "Singende Herzen",
Leitung Ida HAAG im Nischbachhaus
am 02. Januar 2017**

Fotoarchiv: Franziska GRAF

Der Ingolstädter Oberbürgermeister Dr. Christian Lösel erinnert in seinem Grußwort an die Patenschaft welche die Stadt Ingolstadt vor 30 Jahren über die Banater Schwaben übernommen und ihnen damit einen Ort und eine Heimat für die Brauchtumspflege geboten hat. Mit der Gründung der Seniorengemeinschaft und der Eröffnung des Banater Seniorencentrums Josef Nischbach wurden die Beziehungen noch einmal intensiviert.“

Bei der Jubiläumsfeier am 6. März 2017 konnte die Vorsitzende viele Ehrengäste begrüßen, vor allem den Temeschburger Diözesanbischof Dr. Martin Roos, der zufällig an diesem Montag das Nischbachhaus besuchte. Er betonte in seinem Grußwort, dass er sich freut dabei zu sein und dass er hier nur lächelnde Gesichter angetroffen habe, dass eine gute Reklame für das Heim ist. Zum Schluss bekannte der Bischof: „Ihr fehlt uns sehr, aber wir versuchen das Glaubensleben weiter zu führen, dass Ihr dort vorgelebt habt.“

Bürgermeister Sepp Mißbeck betonte in seinem Grußwort: „Sie als größte und aktivste Gruppe beteiligen sich am kulturellen Leben der Stadt“ und weiter „Der Name Josef Nischbach verbindet Sie mit Ihrer Geschichte und obwohl Sie sich in Ingolstadt eingebettet haben, bleiben Sie mit Ihrer alten Heimat verbunden. Als Neu-Ingolstädter fühlen Sie sich hier wohl und zeigen das auch.“

„Das Seniorencentrum und Ihre gemeinsamen Zusammenkünfte sind der Beweis, dass die Banater in Ingolstadt angekommen und fester Bestandteil der Bürgerschaft geworden sind.“

Bürgermeister Albert Wittmann merkte in seinem Grußwort an, dass er mit der Geschichte der Banater seit 1990 vertraut und im Laufe der Jahre auch ein bisschen Banater geworden sei. Er fühlt sich immer wohl bei den Banater Schwaben versicherte A. Wittmann. Die Banater Seniorengemeinschaft, die sich in Ingolstadt aktiv einbringe, bedachte er mit großem Lob. Die 1996 getroffene Entscheidung dem Hilfswerk der Banater Schwaben ein Grundstück auf Erbpacht für den Bau des Seniorencentrums zur Verfügung zu stellen habe die Stadt nie bereut. Das Haus ist ein Schmuckstück geworden, man kann es als Leuchtturm bezeichnen. Wir sind stolz darauf.“

Bundesvorsitzender der Landsmannschaft Peter Dietmar Leber lobte in seinem Grußwort, dass die Seniorengemeinschaft, obwohl in Ingolstadt ansässig, ganz bewusst als Banater Seniorengemeinschaft geführt werde. Dies sei ein Beweis, dass sich die Banater Schwaben zu ihrer Herkunft bekennen und gleichzeitig in ihrer neuen Heimat bestens integriert sind. Leber dankte Franziska Graf für ihr langjähriges Engagement als Vorsitzende der Seniorengemeinschaft, aber auch



für ihre Arbeit in der Landsmannschaft. Sie habe sich über viele Jahre im Kreisverband Ingolstadt, im Landesverband Bayern und im Bundesvorstand eingebracht und auch in der Heimatortsgemeinschaft Schag, sowie in der HOG Fratelia Verantwortung getragen. Lobende Erwähnung fand auch ihre Publikationstätigkeit und ihre rege Mitarbeit an der „Banater Post“. Als Dankeschön überreichte der Bundesvorsitzende Franziska Graf ein Buchgeschenk.

Der Ehrenvorsitzende des Hilfswerkes Peter Krier dankte in seinem Grußwort dem AltOB Peter Schnell, Staatssekretär a.D. Hermann Regensburger und allen, die uns geholfen haben beim Bau des Seniorenzentrums. „Es hat sich gelohnt, wir haben Sie nicht enttäuscht!“ Das Heim ist nicht nur eine Senioreneinrichtung, es sei zu einem Zentrum für Banater aus Ingolstadt geworden. Er dankt Franziska Graf, dass sie mit ihren Leuten Leben in das Heim bringen. Er hat nachgedacht, Frau Graf hat in den 20 Jahren über 1.000 Veranstaltungen organisiert.



Krippenspiel im Nischbachhaus 2016

Fotoarchiv: Franziska GRAF



Seniorenheim im Katharinengarten 2015

Fotoarchiv: Franziska GRAF

Der Kreisvorsitzende Johann Metzger erinnert in seinem Grußwort, dass er anfangs sehr skeptisch zur Gründung der Seniorengemeinschaft stand, aber einsehen musste, dass es eine gute Idee war.



Der Vorstand der Seniorengemeinschaft der Banater Schwaben Ingolstadt v.l.n.r.:

**Th. HACKSPACHER, G.SZAFNAUER, E.HOCH,
St. KOSZLER, J. GEISL, F. GRAF, I. KOHN,
H.SZAFNAUER**

Die Vorsitzende Franziska Graf verlas einen kurzen Tätigkeitsbericht und sagte zum Schluss: „Wir sind froh und dankbar, dass wir hier eine neue Heimat gefunden haben. Wir leben gerne in Ingolstadt, wir lieben dieses Stadt, aber unsere alte Heimat werden wir niemals vergessen.“

Mit dem Gedicht „Doppelte Heimat“ von Robert Rohr und dem Lied „Wir die Exbanater“ endete die Jubiläumsfeier.

Doppelte Heimat

**Gepriesen sei die Heimat mein,
wo ich dereinst geboren.
Sie wird mein Eigen ewig sein,
auch wenn ich sie verloren.**

**Gepriesen sei'st auch du, mein Land
wohin ich hab gefunden.
Mit neuem Glück, das hier ich fand,
verheilten manche Wunden.**

**So leben heut' in meiner Brust
zwei hoch gepries'ne Welten.
Ich lasse Beide – ganz bewusst –
als meine Heimat gelten!**



MIT DER LEWAUSCHULE IM HERZEN

Was bei den Recherchen für das geplante Absolventenbuch passiert ist

von Hans FINK

Bei zwei Absolvententreffen meines Jahrgangs in Nürnberg – 2009 und 2014 – hielt mir mein ehemaliger Mitschüler Michael Koppi die Pistole vor die Brust: Ich soll ein Absolventenbuch zusammenstellen! Michael, immer noch einen guten Kopf größer als ich, ein Pionier der Landsmannschaft, mehrfach ausgezeichnet – was konnte ich erwidern? Dass wir, um auf einen grünen Zweig zu kommen, früher hätten aufstehen müssen? Denn das Sammeln von Erinnerungen, Fotos und sonstigen Dokumenten ist eine langwierige Angelegenheit. Oder dass ich verhindert bin durch andere Projekte? Er war von der Landsmannschaft her an Disziplin gewöhnt und hat keine Einwände akzeptiert.

Meines Wissens – aber ich lasse mich gern korrigieren – meines Wissens hat sich seit der Neugründung der Schule nach dem Zweiten Weltkrieg im Jahre 1948 nur ein einziger Jahrgang zu einem Absolventenbuch aufgeschwungen, nämlich der Absolventenjahrgang 1957, der letzte mit zehn Klassen, unmittelbar vor meinem Jahrgang, der 1959 nach elf Schuljahren maturierte. Die zwei Herausgeber, nämlich Irmhild Feketics und Dr. Cornell Frank, haben das 400 Seiten starke Buch bei der Kulturtagung 2011 in Sindelfingen vorgestellt; ihr Vortrag hieß: "Die Bedeutung der Lenauschule im Spiegel des Absolventenjahrgangs 1957. Eine kultur- und zeitgeschichtliche Momentaufnahme".

Diese Bilanz ist seltsam, denn im Falle anderer Schulen, so bei der Josefstädter Pädagogischen Lehranstalt (1948-1966), hat so gut wie jeder Jahrgang ein Absolventenbuch herausgebracht. Deshalb war ich angenehm überrascht, als ich vernahm, dass der Verein „Freunde der Lenauschule“ mit Sitz in Rastatt ein Buch über die Geschichte und die soziale Ausstrahlung der Schule zusammenstellen möchte. Inzwischen hat der Vorstand des Vereins in der "Banater Post" einen Aufruf zur Mitarbeit veröffentlicht – um Material in Form von Erinnerungen, Fotos und Schuldokumenten gebeten, siehe die Ausgabe vom 20. April 2017. Er hat über seine Internet-Plattform auch einen ausführlichen Fragebogen lanciert.

Als ehemaliger Journalist machte ich mich daran, lustige Vorfälle aus meiner Schulzeit in Anekdoten zu gießen, denn Anekdoten gehen immer. Dann fiel mir ein, ich könnte mich nützlich machen, indem ich die für das Buch geplante Geschichte des Gebäudes aus den mir zugänglichen Quellen kompiliere. Und bei dieser Beschäftigung erlebte ich unglaubliche Überraschungen.

In Sofia: Hilfe von der Feuerwehr

Direktor Heinrich Feichter, der ein guter Diplomat war, vollbrachte im Jahre 1957 eine Meisterleistung: den einmaligen Schüleraustausch mit Bulgarien. Erst hielten sich 40 Personen aus Varna, Schüler und Lehrer, zwei Wochen lang in Rumänien auf; sie unternahmen eine Rundreise, und alle ihre Ausgaben wurden in rumänischem Geld bezahlt – es war kein Umtausch nötig. Paar Wochen später besuchten 40 Personen aus Temeswar, Schüler und Lehrer der Lenauschule (sowie noch einige, die Feichter mitnehmen musste), unser Nachbarland. Dank meiner Klassenlehrerin Elisabeth Schmaus durfte ich mitfahren. Alle unsere Ausgaben wurden in bulgarischem Geld bezahlt – es war kein Umtausch nötig. Wir verbrachten eine Woche in Varna, reisten dann quer durchs Land und machten zuletzt in Sofia Station. Am vorletzten Abend begaben sich unsere Lehrer mit den Vertretern der Gastgeberschule in eine Weinstube, um sich in fröhlicher Stimmung zu verabschieden. Als sie zu später Stunde zurückkehrten, fanden sie das Tor zu unserem Hotel – ein im Sommer leer stehendes Schulinternat – verschlossen, zugesperrt, und der Hausmeister war verschwunden. Darüber wollte ich schreiben.

Wegen der Einzelheiten setzte ich mich mit vier ehemaligen Mitschülern in Verbindung: Hansi Roman, Karl Scheidtnasz, Wolfgang Burgermeister und Franz Lux. "Was sagt deine Erinnerung? War es so?" Aber siehe da: Obwohl dieser Vorfall, hihi, haha, tausendmal erzählt worden ist, war er ihnen entfallen.

Die Mädchen schliefen im ersten Stock, die Jungen im zweiten; einige Jungen waren noch wach. Feichter, mit Stentorstimme: "Sperrt bitte das Tor auf!" Wir hatten aber keinen Schlüssel. "Dann öffnet ein Fenster im Erdgeschoss!" Im Erdgeschoss befand sich der Speisesaal – die Fenster zur Straße ... alle vergittert. Schließlich wandte sich der Russischlehrer Popov an eine Feuerwehr und ließ nicht nach, bis die Feuerwehrleute gegen Mitternacht mit einer ausziehbaren Leiter anrückten. Feichter, mit Stentorstimme: "Weckt die Mädchen, sie sollen ein Fenster öffnen!" Die Mädchen rieben sich den Schlaf aus den Augen. "Was ist los?" – "Ihr sollt ein Fenster öffnen! Ihr sollt ein Fenster öffnen!" Unter den kritischen Blicken der Feuerwehrleute krochen unsere Lehrer über die Leiter und durch das Fenster: Direktor Heinrich Feichter, dann Russischlehrerin Elisabeth Schmaus, dann Deutschlehrer Franz Lux (der Vater meines Mitschülers), dann Geschichtslehrer Josef Kraushaar (ferner auch die erwachsenen Personen, die